



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

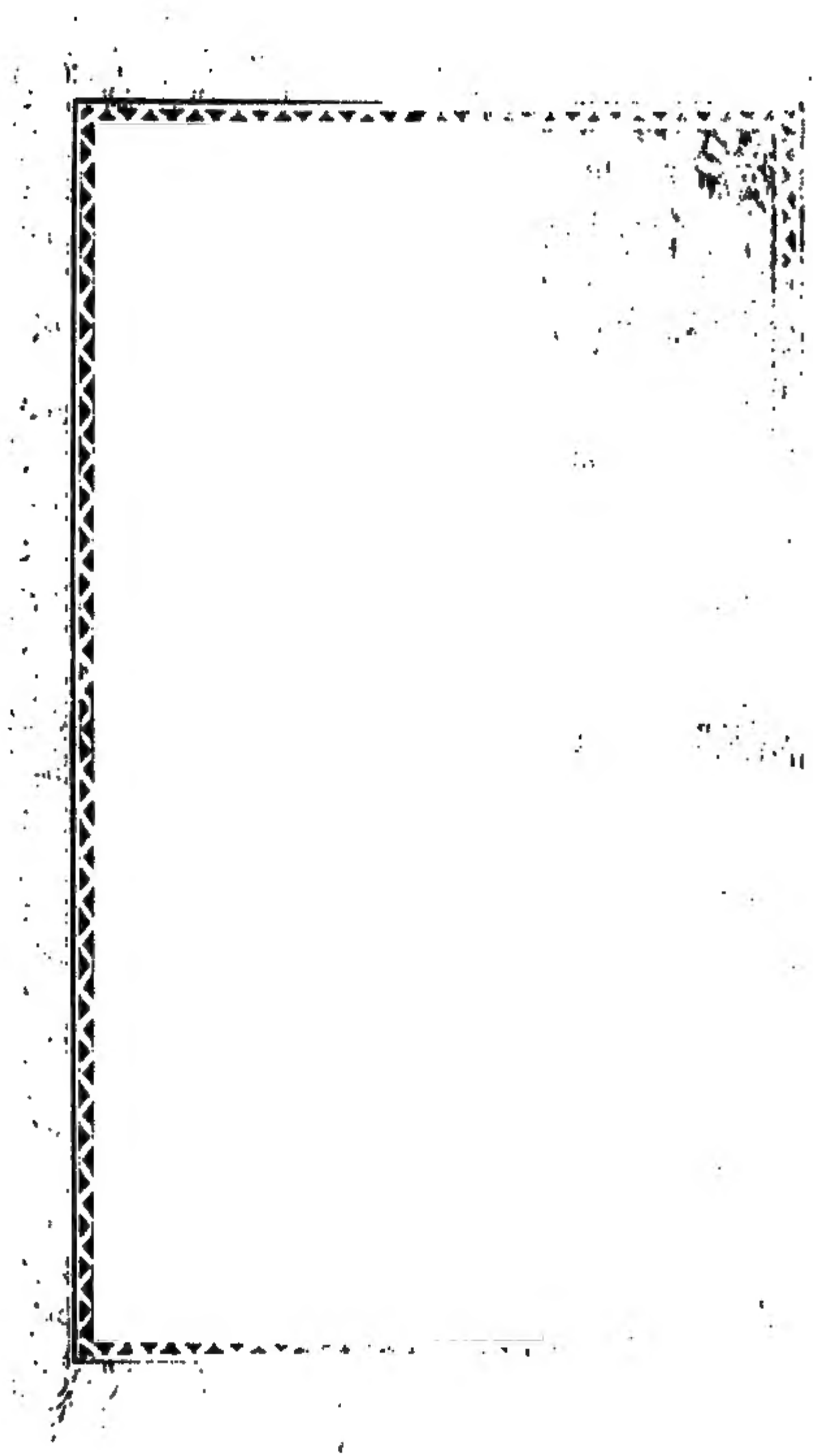
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



1. The first part of the document is a list of the names of the persons who have been appointed to the various offices of the Board of Directors of the Corporation.





~~150~~  
~~C95~~

833.7  
F8951

# Gesammelte Werke

von

Gustav Freytag.

Zweite Auflage.

(6. -10. Tausend.)

Fünfzehnter Band.

---

Leipzig

Verlag von E. Hirzel

1897.

833

733

Aufsätze.





**Politische Aufsätze.**



## Vorwort.

Die Blätter, welche mit dem folgenden Bande wurden  
wenige angenommen in den Jahren 1844 1874 geschrieben  
und zuerst in den Zeitschriften „die Menschen“ und „die  
Neuen Welt“ gedruckt. Sie stehen hier, um von der mensch-  
lichkeitsvollen Verwirklichung des Verfassers an den politischen  
und literarischen Zeitschriften Menschheit zu gehen. Die Ver-  
änderung unter einer Menge von Umständen, welche sich den Zeit-  
schriften waren, hat besonders in dem politischen Zeitungs-  
schrift zu erklären. Es mag sich den Leser zeigen, die Ein-  
wirkungen einer vergangenen Zeit, welche durch das selbste  
Abwärtens Licht überholt und veraltet ist, in  
das Abwärtens Licht zu setzen; auch der Gedanke der Ver-  
schöner der Menschheit, durch die Veränderung sich selbst als ge-  
schichtliche und menschliche Vorzeichen. Ich habe versucht die Ein-  
sicht der kleinen Abwärtens Licht zu zeigen, indem ich mir zwar allgemein die Freiheit nahm,  
ungeschichtliche und persönlich verlegene Stellen von dieser Ver-  
änderung fern zu halten, mich aber weitgehend erlaubte, irgend  
welche persönlichen Angelegenheiten zu machen. Ich bin, welcher sich  
die Willen gehen wollte, den selbsten Geist mit diesen zu  
vergleichen, in der Zeit und Stelle des ersten Abwärtens der Ver-  
änderung beigefügt.

deren Herrschaft ich schrieb, wohl oder übel, wie ich es verstand. Und doch habe ich kaum jemals ein Buch drucken lassen, welchem so sehr das Wohlwollen neuer Leser nöthig ist, als diese Betrachtungen aus vergangener Zeit, welche hier spät, nach vielen Jahren, zu einem Bande vereinigt werden.

G. F.

# Inhalt.

---

## Politische Aufsätze.

### I. 1848 — 1850.

#### 1. Preußen.

	Seite
1. An den Bauer Michael Mroß . . . . .	(1848) 3
2. Die Kunst ein dauerhafter Minister zu werden . . . . .	(1848) 11
3. Preußens Stellung zu Frankfurt . . . . .	(1848) 32
4. Die preussischen Finanzen und ihr Minister . . . . .	(1848) 44
5. An den Bauer Michael Mroß 2. . . . .	(1848) 59
6. Tod und Leben beim Jahreswechsel . . . . .	(1849) 73
7. Preußen und Deutschland . . . . .	(1849) 77
8. Aus Leipzig . . . . .	(1849) 87
9. Adelig und Bürgerlich . . . . .	(1849) 94
10. Ueber literarische Porträts öffentlicher Cha- raktere . . . . .	(1849) 97

#### 2. Oestreich.

1. Eine Predigt auf der Ferdinandsbrücke . . . . .	(1848) 101
2. An die Sachsen in Siebenbürgen . . . . .	(1848) 113
3. Wieder auf der Ferdinandsbrücke . . . . .	(1848) 127
4. Der Förster Joss und der Teufel . . . . .	(1849) 133
5. Eine österreichische Note . . . . .	(1849) 137
6. Die Russen in Siebenbürgen . . . . .	(1849) 147
7. Petition der Zigeuner an das k. k. Gesamt- ministerium . . . . .	(1849) 155
8. Deutsche Gemüthlichkeit in Kriegszeiten . . . . .	(1849) 162
9. Die Grenzboten über Ungarn . . . . .	(1849) 170

### II. 1850 — 1867.

Aus Petersburg . . . . .	(1850) 179
Louis Buonaparte und die öffentliche Meinung . . . . .	(1851) 187
Deutscher Trost . . . . .	(1852) 193
Der Constablerismus . . . . .	(1852) 197
Napoleon III auf der Höhe seiner Macht . . . . .	(1857) 206
Napoleon III und die italienische Frage . . . . .	(1859) 216
Die Zukunft Preußens . . . . .	(1859) 230
Der Tod des Prinz-Gemahls von England . . . . .	(1861) 235
Das preussische Abgeordnetenhaus und die Militärfrage . . . . .	(1862) 241
Der österreichische Reformplan des deutschen Bundes . . . . .	(1863) 249

		Seite
Annexion oder Anschluß der Herzogthümer . . . . .	(1865)	256
Die Pflichten eines Mitgliedes der liberalen preußi- schen Partei . . . . .	(1866)	261
Die Schwüle der Erwartung . . . . .	(1866)	280
Eine deutsche Stadt beim Ausbruch des Krieges . . . . .	(1866)	295
Die Stimmung in Preußen . . . . .	(1866)	296
Die Siege der Preußen in Böhmen . . . . .	(1866)	300
Die Abtretung Venetiens an Kaiser Napoleon . . . . .	(1866)	304
Friedliche Herbstbetrachtungen im Bundesstaat . . . . .	(1866)	314
Die Ertheilung des Adels an Bürgerliche . . . . .	(1868)	324

### III. 1870—1873.

Die Verlegenheit Oestreichs . . . . .	(1870)	337
Die politische Lage . . . . .	(1870)	342
Der Kriegslärm in Frankreich . . . . .	(1870)	355
Während des Krieges.		
1. Brief an die Grenzboten von P. Piepenbrink . . . . .	(1870)	362
2. Nach Weissenburg und Wörth . . . . .	(1870)	371
3. Auf der Höhe der Vogesen . . . . .	(1870)	382
4. Vor Sedan . . . . .	(1870)	387
5. Am 2. September . . . . .	(1870)	390
6. Nach Sedan . . . . .	(1870)	395
7. Die Regenten in Frankreich und die Friedens- bedingungen . . . . .	(1870)	404
8. Die Verpflegung des Heeres . . . . .	(1870)	416
9. Die französische Volksbewaffnung . . . . .	(1870)	423
10. Schwarzweißroth und die deutsche Frage . . . . .	(1870)	429
11. Metz und Bazaine . . . . .	(1870)	433
12. Die Aussicht auf Frieden . . . . .	(1870)	437
13. Die Stellung der Heere . . . . .	(1870)	439
14. Die Beschießung von Paris . . . . .	(1870)	447
15. Kriegsstimmungen im deutschen Volk und Heer . . . . .	(1871)	457
16. Das „Retten“ und „Rollen“. Bitte an unser Heer . . . . .	(1871)	475
17. Nach der Uebergabe . . . . .	(1871)	488
18. Der Friede . . . . .	(1871)	496
19. Die Heimfahrt im Kaiserzuge. Ein Brief . . . . .	(1871)	500
20. Die Lage in Frankreich und unser Gewinn . . . . .	(1871)	503
Schlachtenmuth der Deutschen sonst und jetzt . . . . .	(1871)	512
Neues und altes Kaiserceremoniell . . . . .	(1871)	521
Das Deutsche Reich als Großmacht . . . . .	(1871)	530
Der Tod des Kaisers Napoleon . . . . .	(1873)	538
Der Preuze aus dem Jahre 1813 vor der Siegessäule . . . . .	(1873)	546



1848—50.







































ein geschickter Amtmann ist, so verhütet er im Anfange nur hin und wieder eine schädliche Dummheit, ergreift ganz leise die Zügel der Regierung aus der müden Hand seines Herrn, und wenn er ein guter Amtmann ist, so macht er in derselben Zeit ebenso unbemerkt seinen Herrn zu dem, was er nicht war, zu einem tüchtigen Landwirth. Dazu aber gehört Zeit, und da für den Augenblick unser souveräner Herr, das Volk, noch in der Periode ist, wo er alle Regierungseier selbst legen will und für jeden Keim demokratischer Freiheit schon den Zaunpfahl eines Systems bereit hält, um ihn daran zur Höhe zu ziehen, so sollst du als getreuer Amtmann vor Allem flug darauf sehen, daß du dich für die Zukunft nicht unmöglich machst durch vorzeitiges Besserwissen und ungeschickte Intriguen.

Deshalb aber darfst du nicht müßig sein. Deine Augen und Ohren mußt du überall haben, du wirst dich keinen Abend niederlegen, ohne zu wissen, was in sämtlichen Clubs verhandelt, in sämtlichen Blättern deiner Hauptstadt gedruckt worden ist. Du sollst nicht Spione, sondern Freunde haben, die für dich hören, im Nothfall dich auch vertreten. Jedes Ministerium hat drei feindliche Parzen, welche an seinem Lebensfaden arbeiten: die Zeitungen, die Plakate und die Clubs. Die Zeitungen spinnen, die Straßenplakate weisen auf die verhängnißvollen Stellen und die Clubs schneiden den Faden durch. Mit allen muß der Minister einen fortwährenden stillen Krieg führen, und besiegen kann er sie nur, wenn er mit ihren eigenen Waffen kämpft; denn sie gering zu achten, ist Thorheit, sich über ihre Angriffe wegzusetzen, ist Leichtsin, sie despotisch zu behandeln, ist brutal. Wer sich zu „edel“ dünkt zu solchem Pygmäenkampf, der mag mit Erfolg seinen Kogl ziehen, aber nicht die Nation, er ist unfähig zu regieren und hätte er die Weisheit eines Sokrates und die Bürgertugenden des alten Wessenberg. Die Zeitungen werden solange schreien, die Plakate solange die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, und die





Wespenstiche gegen den Blödsinn der Gegner unausgesetzt richten. Freilich muß das geschickt geschehen, die Betheiligung des Ministeriums darf nicht sichtbar sein, auch darf man den Erfolg nicht augenblicklich erwarten. Aber das Volk hat stets die Herablassung sich gern zu amüsiren, und ein gesundes Gefühl für das Wahre in solchen lächerlichen Angriffen. Und wenn dergleichen Angriffe auf einflußreiche Demagogen zehnmal abgerissen werden, das erste Mal bleiben sie hängen. Doch dergleichen Mittel sind unwürdig, gemein! Allerdings sind sie wie Thranstiefeln bei schlechten Wegen, wer sie vermeiden will, der trete in unseren Verein gegen das Ministerwerden und bleibe ein friedlicher Abonnent dieses Blattes.

Das größte Unglück aber für die deutschen Minister ist der traurige Mangel an dramatischer Tüchtigkeit. Dramatisch sein heißt: die Fertigkeit haben, im Moment das ganze Wesen, Inneres und Aeußeres, gehoben und beherrscht zu zeigen von der Idee, welche im Menschen lebt. Wir Deutsche haben Gedanken in Menge, aber wir verstehen nicht sie schnell in die That umzusetzen, der Augenblick des Handelns zerstreut und verwirrt uns, die feindlichen Gegensätze betäuben uns, statt uns anzuspannen und das gesamte Ich in Harnisch und Waffen zu rufen. Das Volk in Masse ist immer dramatisch, der einzelne Deutsche sehr selten und unsere Minister sind sämmtlich schlechte Schauspieler. Diese Kraft des schnellen Sammelns muß eben deshalb, weil sie in den guten Ministerseelen so unentwickelt ist, sorglich und mit Fleiß ausgebildet werden. Sie zeigt sich aber auf zwei ganz verschiedene Weisen, in Regierungsmaßregeln und in dem persönlichen Auftreten. Im ersteren ist sie das Resultat eines feinen ethischen Taktes und weiser Ueberlegung, im zweiten außerdem die Folge sorgfältiger Uebung und Technik.

Dramatische Form der Regierungsmaßregeln ist zu allen Zeiten höchst wichtig, unvermeidlich bei großen Staatskrisen, beim Antritt der Regierung, beim Besiegen einer feindlichen















































































































































































Sie werden ihrem Volk dadurch erst verständlich, gleichsam mundrecht. Es steht der politischen Größe wohl an, wenn sie sich auch in Kleinigkeiten hochherzig zeigt. Den Verfasser Ihres Porträts wird es gewiß freuen, wenn Sie die Selbstbeherrschung gewinnen, sich über seine fröhliche Laune zu belustigen. — Leben Sie wohl, werden Sie uns gut.

---



## II. Oestreich.

### 1. Eine Predigt auf der Ferdinandsbrücke.

(Grenzboten 1848, Nr. 40.)

Unter uns die gelbe Donau, über uns ein dunkler Wolkenmantel, in der Seele Groll und Trauer. Eifrig und geschwätzig zieht die bunte Menge vorüber, die Hoffnung und das Unglück Oestreichs. Wenn die Zeit kommen wird, wo man von dem Kampf und Leiden unserer Tage sprechen kann wie von einer großen Durchgangsperiode des Menschengeschlechts, wer von euch allen wird dann noch leben, die Vergangenheit zu mustern, seine eigenen Leidenschaften, Wünsche und seinen Zorn zu belächeln oder zu verfluchen? Kaum Einer; von den Wienern dieses Jahres kaum einer, denn die Revolution des Jahres 1848 ist für Oestreich nicht durch eine Generation zu beenden. Andere Menschen müssen kommen, eine härtere Bildung, größere Kraft, schnellere That müssen lebendig werden in unseren Söhnen. Die Lebenden sind finsternen Mächten verfallen und ruhelos suchen sie den Gott, der ihnen helfe. Wohl, ihr seid warmherzig, ihr seid redlich, aber ihr seid weichlich, unwissend, wollüstige Sklaven der Phantasie. Wallende Federn und bunte Trachten, heiße Worte und schneller Zorn, das ist eure Begeisterung, eure Freiheit ist nichts als ein schönes üppiges Weib, ihr versichert sie zu besitzen, aber ihr versteht nicht sie euch zu erhalten. Hier Phantasten, dort Intriganten und was zwischen beiden Parteien liegt, — furchtsame Bedächt-































































du gemacht zwischen Oestreich und Deutschland, der für Ersteres schädlich werden kann. Wohl war es an der Zeit, daß sich Oestreich frei und kaiserlich über seine Stellung zu Frankfurt aussprach, du hast ihm das Wort erspart durch die Kugeln deiner Scharfschützen. Mäßigung und Schonung wäre auch in Wien weise gewesen, du aber hältst es mit der Furcht und warnenden „Beispielen“. Solche Beispiele brauchen wir in diesem Jahre nicht mehr, und die deutschen Völker fürchten nicht mehr, sie hassen. Hättest du Blum in wohlverschlossener Kutsche von Wien fort nach Frankfurt gesandt zur Nationalversammlung, mit artigem Gruß und der höflichen Bitte um weiteres Verfahren, du hättest eine bessere Rache gehabt als jetzt, man hätte bitter lächeln können, wo man jetzt im finstern Ernst weinen möchte.

Hinein in die Zukunft! Wir haben in wenigen Wochen das Aergste erfahren; wem der Tod allstündlich drohte durch eine verirrte Kugel, den wahnsinnigen Böbel oder das Messer eines trunkenen Kroaten, der hat ein Recht sich achselzuckend abzuwenden von einer schlechten Umgebung, wo nur Zerstörung ist, ohnmächtiger Troß, soldatische Willkürherrschaft. Vielleicht, daß es für das leichtherzige, gedankenlose Wien eines solchen Verhängnisses bedurfte, um die Männer aus ihrer nichtsnutzigen Gemüthlichkeit, die Jünglinge aus ihrem übermüthigen Selbstgefühl zu erwecken, sicher ist eins, das alte Wien wird nie wieder lebendig werden. Das verminderte Vermögen wird wieder zusammenfließen, Credit und Verkehr werden wieder aufblühen, auch die Traube wird wieder gefelstert werden und Nestroy wird neue Bissen machen, aber die Furchen, welche sich in dieser Zeit auf die Stirn gezogen, werden nicht wieder geglättet, kein Haar, das vor der Zeit ergraut ist, wird sich wieder braun färben, und an dem besorgten, forschenden Blick werdet ihr die Wiener dieses Herbstes errathen. Auf allen Lippen schwebt die große Frage: Was wird nun?

Ihr habt gesiegt, ihr Herren in Olmütz. Und Oestreich



die Arbeit seines Lebens erfahren hat, wie Freiheit errungen wird, der gehört zu uns, sei er Wiener, Tscheche, Sachse, Slavonier oder Ungar; diese Partei hat keine Farben, keine Verbindung, kein Programm, und doch wird sie jetzt stehen wie ein Mann und wird arbeiten für Oestreich, mit euch oder gegen euch, noch habt ihr die Wahl. Unsere Stunde ist jetzt gekommen. Und wollt ihr uns einen Namen geben, so nennt uns die Partei der Organisation.

Und jetzt zu euch, ihr Männer der Reformen. Wer Oestreich liebt, der vergesse den Hader der Parteien, die Interessen seiner Nationalität, seines Standes, seiner Fraction. Es gilt jetzt, einmüthig die großen Maßregeln zu treffen, welche das Vaterland retten, seiner Zukunft Bürgschaften geben. Ihr alle, Billersdorf, Palacky, Stadion und ihr östreichische Abgeordnete in Frankfurt und wer sonst Einfluß und Geltung hat, habt jetzt gemeinsam die Hand anzulegen bei dem Neubau. Der alte Reichstag möge sich selbst auflösen, er hat keine Berechtigung, keine Bedeutung mehr. Es sind nicht mehr einzelne Theile der Monarchie, welche willkürlich zusammengelöthet werden sollen, es handelt sich um Gestaltung des Gesamtstaats, die Siebenbürger, die slavischen Grenzländer erwarten, daß ihr ihnen die Hand brüderlich entgegenhaltet; die Ungarn werden nachfolgen, weil sie müssen. Alle Völker Oestreichs sollen zusammentagen und der Reichstag selbst muß das einsehen, einleiten und dann sich auflösen.

Wir haben eines in diesem Sommer gelernt, daß constituirende Versammlungen von Hunderten nicht auf rasirtem Boden, ins Blaue hinein eine Organisation des Staats bewirken können, solange nicht die höchsten leitenden Ideen festgestellt, ihnen als Richtschnur gegeben sind. Wir dürfen den großen Bau nicht ganz den ungefügten Debatten ehrlicher, aber ungeübter Männer überlassen. Die letzten Grundsätze der neuen Verfassung müssen vor dem Zusammentritt des Völkercongresses festgestellt sein, das Verhältniß des Gesamtstaats, der





nicht unsere Ansichten, Herr Professor, welche Sie aussprechen, so originell und lehrreich Ihre Meinung auch sein mag. Fragen Sie aber, welches unsere Ansichten sind, so bitten wir um Erlaubniß Ihnen dieselben figürlich, gleichsam im Bilde kurz mittheilen zu dürfen. Es ist nicht Schüchternheit, welche uns zu dieser gemeinen Form bringt, sondern im Gegentheil ein gewisser unseliger Hang, den die Grenzboten nicht los werden können, die Dinge recht wohlwollend und möglichst verbindlich für die Parteien zu besprechen. Verzeihen Sie nur, daß unsere Fabel so einfach ist. Es gibt eine hübsche Geschichte vom Förster Jobs und dem Teufel. Der Förster Jobs ging mit seiner Pfeife im Walde spazieren, da sah er einen Teufel an einem Baum stehn. „Jobs,“ sagte der Teufel freundlich, „euer Tabak riecht gut, laßt mich ein paar Züge aus eurer Pfeife thun.“ Da nahm Jobs seine Flinte und hielt sie dem Teufel in den Mund, und als der Teufel zog, schoß er ihm die Ladung Schrot in den Mund. Und der Teufel spuckte den Schrot hastig aus und sagte verwundert: „Pfui Teufel, Jobs! ihr raucht verflucht starken Tabak.“ — Wie kann nun diese Ostdeutsche Post Nr. 1 achselzuckend behaupten, Oestreich müsse in diesem Augenblick der Teufel Deutschlands sein. Umgekehrt, vom Standpunkt unserer Geschichte aus ist die große Politik der österreichischen Regierung immer der Förster Jobs gewesen und die Frankfurter Nationalversammlung, obgleich oder weil sie in der Paulskirche saß, ist der Teufel. Haben die Regierungen von Oestreich dem Teufel zu Frankfurt nicht seit dem Sommer eine Ladung Schrot nach der andern in den Mund geschossen, und hat der Teufel Nationalversammlung sich nicht immer gewundert und gutmüthig gesagt: „Pfui, alter Jobs, der Tabak ist doch stark!“ ohne daß sein Wohlwollen für Jobs abgenommen hätte? Gleich bei den Wahlen: Das czechische Böhmen weigerte sich nach Frankfurt zu wählen, es hatte den durchaus begründeten Instinkt sich nicht dort anschließen zu wollen. Was hat die österreichische Regierung gethan, durch ihr



dorthin wo die Sonne aufgeht; und wieder kommt ihm die Unsicherheit und eine fliegende Angst, der Teufel könnte ihm doch einmal zu mächtig werden, und er dreht sich wieder nach Westen und beansprucht sein Hausrecht in der Hölle. Und deshalb sind wir mit Tobsen nicht zufrieden, wir nennen ihn pfiffig, aber nicht weise, wir halten die ganze gegenwärtige Politik der österreichischen Regierung und der österreichischen Abgeordneten in Frankfurt für eine politische Sünde, für Versündigung an den höchsten Interessen des österreichischen Volkes. Die Österreicher in Frankfurt sind nicht klug genug einzusehen, daß Oestreichs freie und vernünftige Organisation von der schnellen und kräftigen Einigung des übrigen Deutschlands abhängt; wird aus der deutschen Einheit in Frankfurt nichts, die sie jetzt, wie sie glauben, zu Oestreichs Gunsten verhindern müssen, so wird aus der einheitlichen Bildung eines freien Oestreichs erst recht nichts; löst sich die Volksversammlung in Frankfurt auf ohne großes Endergebniß, so hat das Volk sich ein Zeugniß seiner Kraftlosigkeit ausgestellt und die Regierungen, die Diplomatie treten an seine Stelle und werden „das Nöthige“ vermitteln; und ist erst das deutsche Volk so weit herunter, so mögen die österreichischen Volksmänner sehn, wo sie Kräfte zu gesetzlicher Opposition hernehmen. Es wird in Oestreich um einige Grade trauriger werden, als im Lande des Teufels. Darüber ließe sich ein Buch schreiben und denen an die Köpfe werfen, welche kurze Augen und lange Begehrlichkeit haben. Wir aber sprechen noch ein Wort über den gutmüthigen, sehr, sehr gutmüthigen Teufel in Frankfurt. Herr Professor, mit der Kaiserkrone ist es nichts, wir brauchen keine neuen heraldischen Bedanterien, auch haben wir kein Geld, die Diamanten dazu zu kaufen, das war auch so eine gutmüthige Schwärmerei desselben Teufels. Aber einen tüchtigen Präsidenten, der vorläufig erblich ist, brauchten jetzt die Deutschen, und vor allem müßten sie Einigkeit haben, um zur Einheit zu kommen. Aber wie Teufel kann man Einigkeit von Deutschen



unbestimmter Töne hat aufgehört, man hat bereits feste Forderungen, welche man zu verwirklichen sucht; wenn man in der Note von einem „stufenweisen Gange“ zur Vereinigung hört, der mit „dem guten Willen“ beginnen soll, so thut man bereits die unverschämten Fragen, was soll denn vereinigt werden? in welchen Schritten soll dieser stufenweise Gang vor sich gehen? welche Interessen Deutschlands und Oestreichs können und dürfen zusammenwachsen? Darauf bleibt die Note jede Antwort schuldig. Das ist ein betäubender Stillehler unserer armen Freunde in Olmütz. Man hätte doch wenigstens einige kleine Vereinigungspunkte aufzählen sollen, wäre es auch nur das Versprechen gewesen: „wir wollen alle zusammen stufenweise den Christkatholicismus annehmen, das kindliche Bургirmittel der frommen Deutschen, gegen das man in Oestreich so schönes Wohlwollen bereits bewiesen hat.“

Aber die Leser verlangen den Inhalt der Note, welche mit Bemerkungen in kurzem Auszuge folgt:

„Ein starkes, souveränes Kaiserthum Oestreich ist für Deutschland und Europa nöthig; sein Kaiser verwahrt sich gegen jede Unterordnung unter eine Centralgewalt, die von einem anderen deutschen Fürsten gehandhabt wird.“

Von der Wahrheit und Nothwendigkeit dieser Sätze sind wir innig überzeugt, wir haben uns dafür herumgeschlagen, als sie auch noch in Oestreich für Verrath an der Freiheit galten.

„Die östreichische Regierung fühlt das Bedürfniß der Wiedergeburt Deutschlands durch einen engeren Verband der einzelnen Staaten. Sie sieht aber in dem Wege, welchen die Nationalversammlung und das Ministerium Gagern eingeschlagen hat, nicht den richtigen Weg zur Einigung.

„Ein engerer Bundesstaat, wie er beabsichtigt wird, würde Deutschland, das durch den Wegfall Oestreichs verstümmelt wäre, allmählich in eine staatliche Einheit verwandeln. Eine solche Einheit ist aber für Deutschland, auch Oestreich abge-









Uebrige ist Beiwerk. In unbestimmter Andeutung wird gesagt, daß das alte Bundesverhältniß Oestreichs — sein Präsidium scheint gemeint — nicht einseitig von Frankfurt aufgehoben werden dürfe. Es wird der Bund als fortbestehend angenommen. Diese Auffassung mag man vorläufig auf sich beruhen lassen; wenn die Nationalversammlung etwas Wirkliches schafft, so wird das Bundesverhältniß Oestreichs sich ändern müssen, die alten Rechte werden in neuem Verträge die nöthigen Abänderungen erfahren und der Widerstand der österreichischen Regierung wird dann nur so weit gehen, als seine Kraft reicht, als seine Völker ihm gehorchen. Weder Tiroler, noch Czechen, noch Kroaten werden sonderlich warm sein, sich in dem deutschen Bund zu sehen. — Eifrig dagegen und öfter hebt die Note die Bereitwilligkeit hervor, mit welcher die Regierung den Beschlüssen der Nationalversammlung, außer in der Gesetzgebung, entgegengekommen sei; es ist etwas wie böses Gewissen und Unwahrheit in dieser Versicherung, denn da die Hauptthätigkeit der Versammlung unglücklicherweise gerade war, Gesetze zu machen, so war die österreichische Regierung leider zuweilen in der Lage, sie unbeachtet lassen zu müssen. Wir rechnen zu diesem Entgegenkommen das Verbot der Geldausfuhr, das Füsiliren Blum's, die Erklärung über die österreichische Flotte und die guten Diners, welche die Abgeordneten Mosle und Welcker in den Octobertagen zu Olmütz einnahmen. Daß diese Note einen unwilligen Seitenblick auf Preußen wirft, welches verweigert habe, mit der österreichischen Regierung ein Privatabkommen über die deutsche Frage zu treffen, ist natürlich. Wenn endlich die Regierung ihren Entschluß erst nach der Vollendung der Frankfurter Verfassung aussprechen will und so der Versammlung nur das Recht zugesteht, Gesetzborschläge für die Cabinette zu machen, so hat sie doch andrerseits wieder die kluge Absicht, durch diese Note Einflüsse auf die Beschlüsse der Versammlung auszuüben.

Sie hat das ungeschickt angefangen. Die Note muß auch



sondere Besprechung. Sie fing ihm aber bereits an fühlbar zu werden, als Schmerling nach Olmütz kam und die Ansichten des Ministeriums über die Bedeutung der Paulskirche ändern half. Es ist gleichgiltig, ob ein Mann Alles verschuldet hat, was von dem Ministerium seit jener Zeit in falscher Richtung beschlossen wurde; wir wollen die folgenden Schlüsse nicht als von ihm gesprochen anführen; sicher ist, daß sie zur Geltung kamen. Es wurde den Ministern gesagt: Man hat die Paulskirche bis jetzt mit Achselzucken abgefertigt, oder als ein Revolutionstribunal mit Widerwillen betrachtet, Beides ist Unrecht. Die Wirksamkeit der Frankfurter Versammlung wird jedenfalls eine sehr fruchtbare, bedeutende sein, selbst wenn ihre Verfassungsentwürfe sich als unpraktisch erweisen sollten. Die politische Bildung, die Talente Deutschlands sind dort versammelt, sie ist eine großartige Schule parlamentarischer Bildung und wird je nach der Richtung, welche sie einschlägt, die deutsche Volkspolitik der nächsten Zukunft bestimmen. Ihr wendet euch spröde ab, Preußen macht die nöthigen Fortschritte, seine Freunde sind zahlreich und thätig, die meisten Talente hat es gewonnen. Für Oestreich ist ein Bundesstaat, Preußen an der Spitze, aus zwei Gründen gefährlich, vielleicht tödtlich. Einmal kann Oestreich den Anschluß an Deutschland, an ein deutsches Parlament nicht entbehren. Wie das Kaiserhaus steht unter unsicheren Nationalitäten voll von phantastischer Rohheit oder feindlichen Sympathien, muß es eine feste Stütze in seinen Erblanden haben, wenn es bestehen soll. Gegenwärtig hat Oestreich diese nicht; der Boden ist dort unterwühlt, die politische Reife zu gering. Aber es ist allerdings möglich die deutschen Provinzen selbst von Deutschland aus zu befestigen und die Bildung und größere Bedächtigkeit der übrigen deutschen Völker, die würdige staatsmännische Haltung des Frankfurter Parlaments zu Bundesgenossen zu gewinnen gegen den studentischen Taumel unserer Calabreserhüte und gegen nichtdeutsche Zumuthungen. Oestreich











































Cultur, in Gemüth und Seele, als der eine arme deutsche Bürgermeister war.

Wahrlich, es kann Einem wehe um's Herz werden, wenn man sieht, wie diese Teufelszeit zwei Wagschalen hält, in der einen liegt unser deutsches Gemüth, in der andern die rohe Kraft knöchiger Fäuste. Die Waare ist zu verschieden, die gegen einander abgemogen werden soll, denn ein Menschenleben, welches durch Sitte und Gesetz an die Vernunft und das Ganze des Menschengeschlechts gebunden ist, hat höhern Werth als Duzende von Existenzen, welche ungebunden, ohne Geschichte und ohne Staat umherschweifen, oder welche ohne eigenes freies Leben von dem Augenwink eines Czars, oder dem Säbel ihres Hospodars abhängen. Oft und viel hat man die deutschen Colonisten im Ausland gescholten wegen ihres beschränkten Egoismus, ihres Mangels an schönem Selbstgefühl, ihrer Spießbürgerlichkeit. Ich will diese Fehler zugeben. Ja, es ist wahr, der Deutsche verlor unter starken Völkern sehr schnell seine Sprache und sein ohnehin geringes Selbstvertrauen, er nahm die fremde Nationalität eifrig an und sie stand ihm oft herzlich schlecht; und wieder unter roher und schwacher Umgebung wurde er hochmüthig, grob, ein harter Egoist. Wie sollte er auch anders? Den sichern Stolz, Sohn einer starken Nation zu sein, brachte er nirgend hin, er war entweder widerstandsloser Bewunderer fremden Selbstgefühls, oder er erhielt den Troß eines Emporkömmlings. Aber ebenso soll gesagt sein, daß die deutsche Seele trotz aller dieser und ähnlicher Schwächen, in Amerika wie in Ungarn und am schwarzen Meer ein Edelstein ist, welcher seine Umgebung durch ein geheimnißvolles Licht verklärt, wie nach der Sage der edle Opal thut.

Deutsche Gemüthlichkeit! Vielgescholtene, hart angeklagte Tugend! Woher stammst du? Bist du von den Göttern, oder eine Tochter irdischer Noth und Gemeinheit? Als kleine Spinne hängst du am Rock eines jeden Deutschen, wo er auch

















aristokratisch und wird es noch lange bleiben; Kossuth verkörperte selbst die Aristokratie des Geistes, welche sich in ihm gegen die Kaste des ungarischen Adels auflehnte und zuletzt mit ihr vereinigte, das Volk verständig zu regieren. Daß sich Alles aus Europa nach Ungarn zog, was revolutionäre Gelüste hatte, edle Schwärmer und schlechte Subjecte, war sehr erklärlich und ebenso natürlich war es, daß die Ungarn diese rüstige Hilfe — eine andere kam ihnen nicht — für ihre Zwecke benutzten. Aber ebenso gewiß ist, daß Polen und Deutsche, ja selbst die Italiener mit den Ungarn sehr wenig zufrieden gewesen wären, wenn es zur freundschaftlichen Abrechnung zwischen ihnen hätte kommen können.

Es sind nicht die Feinde Oestreichs, welche diesen Ausgang beklagen. Wer besonnen urtheilt in Deutschland, muß das Leben und Gedeihen des Kaiserstaats wünschen, trotz des russischen Bündnisses; er wird es wünschen, selbst wenn er es nicht mehr hoffen kann; aber dieses Ende des ungarischen Krieges erscheint für die Zukunft des Kaiserstaats nur ein sehr zweifelhafter Gewinn. Die Feldherren haben gesiegt und der rohe Zwang des Krieges, nicht die Erkenntniß des verständigen Vortheils von beiden Seiten; und Hahnau heißt jetzt der Retter Oestreichs. Eine solche Rettung ist nur Hilfe für den Augenblick, hinter welcher neue tödtliche Gefahren drohen: der grimmige Haß der Zerschlagenen, der Uebermuth der slavischen Bundesgenossen, die Herrschaft der Prätorianer. Wir haben uns mit der Hoffnung geschmeichelt, daß Oestreich die russische Hilfe als unzureichend und lästig erkennen und in dem Kriege selbst Veranlassung finden werde, eine Versöhnung mit Ungarn auf friedlichem Wege zu suchen. Es ist nicht so gekommen. Paskewitsch hat die Maschen des Netzes so gut gehalten, in denen das ungarische Wild gefangen ist, daß Rußland einen Anspruch auf jede Art von Dankbarkeit gewonnen hat. Das ist sehr unbequem, für Oestreich und Deutschland ein großes Unglück.









in ihrer ganzen Ausdehnung gar nicht übersehen, noch starren von allen Seiten die Klippen um das lecke Fahrzeug des österreichischen Staats.

Wie sich der kolossale Bau retten will bei der Richtung, in welcher er segelt, ist auch jetzt noch nicht abzusehen. Mehr aber als je thut ihm jetzt Eines noth, die sichere, gestaltende Kraft eines friedlichen Helden.

---

1850—1867.





sind selbst dann unzuverlässig, wenn man sie aus sicherer Quelle hat, d. h. aus seinem eigenen Munde. Dieser Mund hat allerdings keine Scheu auszusprechen, was dem Gemüth gerade ärgerlich ist. Doch glauben wir, sagen zu können, was über diese wechselnden Stimmungen hinaus seine Ansichten von der Stellung Rußlands zu Deutschland sind. Denn gerade Deutschland gegenüber ist das russische Interesse sehr klar und kein Geheimniß weniger Eingeweihter.

Dem Kaiser ist Deutschland, als einiger Föderativstaat, ein Unsinn, oder wie Sie sagen würden, ein Mythos; gerade wie ihm ein panslawisches Reich als Unsinn erscheint. Der Traum eines slavischen Weltreichs kann uns aber vielfach nützen, die Träume von einem großen deutschen Staat können uns gar nichts nützen, deshalb verachten wir den deutschen Traum seit Ihrer unglücklichen Revolution noch vollständiger als den slavischen, obgleich man bis zum Jahre 1848 in der Nähe des Kaisers gewöhnt war, ihn mit einem gewissen wohlwollenden Humor zu betrachten. Der weite Flächenraum, auf welchem Sie ziemlich willkürlich Deutschland annehmen, besteht dem Kaiser aus zwei Staaten, Oestreich und Preußen, und aus neutralisirtem Zwischenland. Alle zusammen bilden für unsere Mutter Rußland einen Wall, ein Vorland, welches für die Ruhe und das Glück Rußlands unentbehrlich ist und deswegen unter unserer Leitung stehen muß. Sein Sie ohne Sorge — unter kluger Leitung, die wir ebensowenig mit unbedingter Herrschaft vertauschen wollen, als zur Zeit noch bei Persien oder Serbien.

Wir haben Ihre Fabrikate und Ideen ausgesperrt und so den Schaden, den Sie unserer Entwicklung zufügen könnten, ziemlich vermieden; was wir dagegen von deutscher Kraft brauchen können: Schafmeister, Marineliutenants, heiratsfähige Fürstenkinder, das ziehen wir an uns. In dem winstigen Vorland brechen sich die großen Völkerstürme von Westen, die deutschen Territorien mit ihren vielen Höfen sind vortreff-





des Kaisers ist daher, die unschuldigen kleinen Staaten gegen Beide zu schützen. Man weiß bei Ihnen wahrscheinlich nicht, wie leicht uns das gemacht wird, welchen Werth jede Aufmerksamkeit unseres Hofes, ein wohlwollendes Wort des Kaisers bei den meisten der deutschen Fürsten hat, und wie schwächlich die Haltung derselben ist, wenn sie den Strahlen unserer Hofsonne nahe kommen. Die nützlichsten werden durch Heiraten beehrt, die Prinzessinnen deutscher Höfe sind willig unseren Glauben anzunehmen, die Prinzen, welche unsere Czarentöchter erhalten, fügen sich ebenso gern der Sitte, daß unsere Töchter an fremden Höfen dem Glauben des heiligen Rußlands treu bleiben.

So ist jetzt die Aufgabe unserer Diplomaten: Oestreichs und Preußens Regierung Wohlwollen zu zeigen, die eifersüchtige Spannung Beider zu erhalten, ohne sie zu einer entscheidenden Krisis kommen zu lassen und das politisch ohnmächtige Drittel von „Deutschland“, um welches Beide werben, gegen Beide zu sichern.

Diese Politik, so einfach und nothwendig sie ist, hat gleichwohl durch die Persönlichkeit des Kaisers und die politischen Ereignisse der letzten Jahre einige Wandlungen erhalten.

Oestreich hat sich offen und rückhaltlos zu unserm Bundesgenossen bekannt, und Preußen hat seit zwei Jahren einige allerdings schwache und furchtsame, aber doch beunruhigende Versuche gemacht, eine selbständige Politik zu verfolgen. Die Regierung Oestreichs ist dem Kaiser im Ganzen angenehm gewesen, das Betragen Preußens hat ihn verletzt, und wenn die Entschiedenheit seiner Neigungen nicht auch hier durch die starken Rücksichten auf die Nützlichkeit gemäßigt würde, wären unsere Heere längst in Preußen eingerückt.

Zur Zeit Friedrich Wilhelms III hatte die Einwirkung des Kaisers auf Preußen ebenso anständige Form, als feste Grundlage. Es ließ sich bis auf den Punkt bestimmen, wie weit man dem ehrwürdigen alten Herrn Freiheit lassen mußte;

seine persönliche Zuneigung hatte er dem Gemahl seiner Tochter in der gefährlichen Katastrophe von 1831 bewährt, und kaum einmal von da bis zu seinem Tode wurde das freundschaftliche Einverständniß zwischen St. Petersburg und Berlin ernsthaft getrübt. Wir waren sicher, daß er in allen Fragen der großen Politik mit uns ging, und wo seine Ansichten entschieden abwichen, konnte er bei seinem Verwandten auf Achtung seiner Persönlichkeit, ja seiner Rathschläge rechnen, welche, selten gegeben, nie ohne Ehrerbietung angehört wurden. Der Kaiser hat durch den Tod des Königs nicht nur einen treuen Verbündeten, sondern auch den Mann verloren, gegen den er das stärkste Pietätgefühl seines ganzen Lebens hatte. Und wie der Kaiser selbst, so denken unsere Politiker mit einer großen Wärme an die Zeit zurück, wo Rußland mit Preußen in der Politik fast eine Einheit bildete. Für unsere Herren von den auswärtigen Angelegenheiten liegt ein gleichsam poetischer Hauch auf jener Periode, wie auf der Zeit der ersten Jugendliebe zwischen zwei Menschen.

Schon die Innigkeit der Zuneigung zu dem Verstorbenen machte die Beziehungen zu dem gegenwärtigen König von Preußen schwierig. Und zwischen ihm und unserm Herrn war außerdem Vieles, was trennen mußte. Wer längere Zeit in der Nähe Friedrich Wilhelms IV gelebt hat, pflegt die glänzende und vielseitige Bildung, das edle Gemüth dieses Fürsten mit Wärme zu rühmen; wer aber in wichtigen und dringenden Angelegenheiten mit ihm verhandelte, wird bedauern, daß seine ausgezeichnete Fähigkeit, die verschiedenartigsten Ansichten und Persönlichkeiten zu verstehen, ihm die Fähigkeit, eine eigene Meinung dauernd zu bewahren, auffällig vermindert hat, und er wird vielleicht mit Unbehagen wahrnehmen, daß eine ungewöhnliche Neigung, hochherzige und feine Gefühle zu nähren, ihn zuweilen hindert, hochsinnig und fein zu handeln. Dem stürmischen Charakter des Kaisers war eine solche Natur geradezu peinlich, sie nahm jede Sicherheit, machte jede Berech-

nung zu nichte. Trotz aller aufrichtigen Bemühungen, an beiden Höfen ein gutes Einvernehmen zu erhalten, trat allmählich Kälte ein. Bereits die Aufhebung des Cartellvertrags durch Preußen verletzte, sie wurde ein Wahrzeichen locker werdender Freundschaft, die Laugigkeit Preußens bei der Uebernahme Krakau's durch Oestreich, die — nicht vollständig geglückten — Versuche, das preußische Haus mit der königlichen Familie von England in nähere Beziehungen zu setzen, hatten das Mißtrauen vermehrt, und wenn auch die Gerüchte von den deutschen Reichsplänen des Königs und einer Umänderung des Bundes keine ernstlichen Besorgnisse einflößten, so ließen sie doch ahnen, daß auf Preußen im entscheidenden Augenblick nicht zu rechnen sein werde.

Das Jahr 1848 rechtfertigte diese Annahme. Der König von Preußen erhob die dreifarbige Fahne, begann den Kampf mit Dänemark, sah zu, wie in Frankfurt für ihn geworben wurde, sandte seine Truppen zum zweiten Mal gegen Dänemark und versuchte die „Union“, um die deutschen Regierungen in einen Förderativstaat zu vereinigen. Durch jeden dieser Schritte wurde unser Einfluß auf Deutschland, ja unsere Stellung in Europa wesentlich gefährdet. Der Kaiser verlor nicht die Herrschaft über seine gereizten Gefühle, und wenn je, so hat unsere Politik in dieser Zeit Mäßigung bewiesen. Die Aufgabe, Preußen von nicht wieder zu sühnenden Thaten zurückzuhalten, ihm die Führerschaft über die kleineren Staaten zu verleiden, Dänemark zu erhalten und Oestreichs Gegengewicht zu retten, löste unsere Diplomatie durch entschlossene Haltung und wiederholte Erklärungen unseres festen Willens. Freilich that die Regierung Preußens auch ihrerseits Allerlei, die eigenen Pläne zu stören. Doch wenn wir auch ohne große Mühe im Stande waren, unpraktische Maßregeln zu hintertreiben, und wenn auch alle Unternehmungen des Königs von Preußen gescheitert sind, so ist doch das Streben, sich von unseren Interessen zu lösen, so deutlich geworden, daß wir fortan



Staaten etwa bis zur Elbe und Böhmen zu besetzen, den Franzosen die Rheinlande zu lassen und dem englischen Interesse die Nordseeküsten. Auch das Rußland nach uns wird diese Nothwendigkeit beklagen, denn sie würde unseren Schwerpunkt verrücken.

Uns Russen erschien das Parlament in Frankfurt mit seinen Vergrößerungsplänen ganz ungereimt. Ihre besten Patrioten vergaßen, daß weder sie selbst noch ihre Fürsten die Macht hatten, frei über deutsches Gebiet zu schalten, und sie wollten noch fremdes dazu erobern! Ihre plötzliche Revolution hat die natürliche Folge gehabt, die russische Obmacht zu befestigen, freilich auch den deutschen Fürsten und Völkern auffälliger zu machen. In ruhigen Zeiten wird man sie weniger merken. Ihre Liberalen fordern ein Bündniß mit England, ja Krieg gegen Rußland. Rußland ist sehr groß, es hat wenig Küstenland und Polen ist nicht mehr gefährlich. Wollen Ihre liberalen Politiker einer russischen Armee das Vergnügen machen, die Scheuern und Viehställe der alten preußischen Provinzen auszuzeihen? Aber Sie werden uns schlagen, denn Sie haben Begeisterung, unsere Soldaten sind arme Teufel. Wozu wollen Sie uns schlagen? Wollen Sie in Polen einrücken, das Land bewaffnen, uns auf Moskau zurücktreiben? Wissen Sie, was das alte Polen ist? Eine Leiche; Sie werden höchstens einige galvanische Zuckungen hervorbringen; alle nützliche Kraft in Polen gehört uns; Ihr Polen hat weder Getreide, noch Geld, noch Waffen, noch Menschen. Eine Armee von 100,000 Preußen in Rußland wäre im schlimmsten Falle, was eine Biene im Pelz eines Bären ist; sie ärgert so lange, bis sie zerdrückt wird. Vertrauen Sie nicht auf das Bündniß mit England. Unsere Flotte kann ein halbes Duzend Schiffe verlieren, an den Ostseeküsten können einzelne russische Städte eingeäschert werden, im Süden mögen empörte Tscherkessen einige Erdwälle zerstören, die Türkei mag wieder mit unsern Serben in Krieg gerathen, das alles wird Rußland nicht so viel schaden.

daß der Kaiser die Macht verlöre, den treulosen Deutschen seine Rache fühlbar zu machen.

Lassen Sie mich mit einem öffentlichen Geheimniß schließen: Rußland hat nur eine schwache Stelle, und sie ist nicht zu treffen, solange das Oestreich besteht, welches wir in Ungarn wieder hergestellt haben.

---

### Louis Buonaparte und die öffentliche Meinung.

(Grenzboten 1851, Nr. 50.)

Der Staatsstreich ist vorläufig gelungen, freilich ist, was bis jetzt geschehen, nur der Anfang einer abenteuerlichen, wilden und verhängnißvollen Zukunft. Wir in Deutschland haben dabei an uns selbst zweierlei mit Verwunderung beobachten können. Erstens, daß die augenblickliche Wirkung der Pariser Gewaltthat auf unser Volk eine verhältnißmäßig sehr geringe war. Die Course fielen um 1 bis 2 Procent, und der Zeitungsleser griff zu gewohnter Stunde etwas eifriger nach den Tagesneuigkeiten; kaum daß die Bekannten im Vorbeigehen einander die neuesten Depeschen mittheilten. Zweitens aber war zu bemerken, daß die Beurtheilung der Gewaltthat durch die öffentliche Meinung und die deutsche Tagespresse einen auffallenden Mangel von Sicherheit zeigte, nicht bei den Blättern, welche gewohnt sind, sich über jeden Gebrauch der executiven Gewalt um so mehr zu freuen, je kräftiger er ist, sondern auch bei unabhängigen Zeitungen, welche sogar zum kleinen Theil geneigt schienen, das gut zu heißen, was für uns nützlich werden könnte.

Selten hat es eine politische That gegeben, welche dreister gegen das Gesetz ausgeübt wurde, selten einen Thäter, welcher so sehr durch nackte Selbstsucht geleitet wurde. Diese traurige Wahrheit kann von keiner Partei geleugnet werden, auch von

benen nicht, welche es loben, so oft in einem Theile der Erde ein der Regierung unbequemes Gesetz durch Gewaltmaßregeln beseitigt wird. Denn Nichts was seit den letzten Jahren irgendwo in Europa geschehen ist, läßt sich mit dieser That vergleichen. Auch bei den größten Willkürmaßregeln anderer Regierungen war die Stellung der Herrscher, welche solche Maßregeln wagten, eine andere. Diese hielten dem geschriebenen Gesetz ein anderes, nach ihrer Ueberzeugung höheres und älteres, die Legitimität ihrer eigenen Gewalt entgegen; sie fußten auf dem, was ihnen ihr eigenes Recht erschien, auf ihrer Majestät, welcher der Staat und das Volk seit der Urväter Zeit als Domäne angehörte. Und wenn die Opposition dieses Recht der Regierungen in den Kammern und durch die Presse bestritt, so kämpften zwar überall zwei scharf entgegengesetzte Ansichten von der Stellung der Völker zu ihren Fürsten gegen einander, aber auch die leidenschaftlichste Opposition war immer noch in der Lage, in den gewaltthätigen Handlungen der Regierungspartei eine, wenn auch getrübe, sittliche Anschauung zu achten. Der Mann Louis Buonaparte jedoch hat sich zum Usurpator Frankreichs gemacht, hat die Verfassung gebrochen, die Nationalversammlung mit Bajonetten auseinandergetrieben, gegen zweihundert Volksvertreter, darunter viele Talente Frankreichs, ins Gefängniß gesetzt, und die Veranlassung zu erbittertem Straßenkampfe und einer Niedermetzelung von vielen hundert Menschen gegeben. Mit welchem Recht? und zu welchem Zweck? Er ist ein Geschöpf der Volksgunst, durch Wahlzettel zur Präsidentschaft gelangt, durch Wahlzettel und durch dasselbe von ihm beschworene Gesetz, das er jetzt mit Blut und Kartätschen vernichtet hat. Er hat seine Macht auf Grund eines Vertrags erhalten, und hat diesen Vertrag gebrochen. Er ist nach dem Wortlaut des Gesetzes ein einfacher Hochverräther und Verbrecher an Frankreich.

Aber das Gesetz, gegen welches er sich aufgelehnt hat, soll





haben einfach und bescheiden die That darnach zu beurtheilen, wie sie sich zu den sittlichen Grundsätzen unseres gegenwärtigen Lebens verhält. Einen andern Maßstab gibt es für das Gegenwärtige, Geschehende nicht, und alle sogenannten höheren Standpunkte führen nur zu Sophisterei und Trugschlüssen. Die Tagespresse vollends hat nicht die Aufgabe, im Interesse der Zukunft, vom Standpunkt späterer Geschlechter zu plaidiren, sondern vom Standpunkt der ehrlichen und gewissenhaften Menschen, welche jetzt leben.

Aber der Staatsstreich ist wenigstens für uns Deutsche nützlich. Er wird die rothen Republikaner vernichten, er wird uns vor einem Kriege mit Frankreich bewahren u. s. w. Wenn dies alles in der That so fest stände, als es zweifelhaft ist, so würden wir Deutsche allerdings das Recht haben, uns über die Folgen zu freuen, welche der Staatsstreich für uns hat. Wenn z. B. irgend ein Dachziegel oder ein fremder Uebelthäter meinen Feind erschlägt, welcher mir das Leben sehr verbittert und meinen Verdienst geschädigt hat, so werde ich mich der wiedergewonnenen Ruhe und der vermehrten Einnahmen von Herzen erfreuen dürfen, aber ich würde mit Recht für schlecht gehalten, wenn ich in meiner Freude dem Mörder Zuneigung bezeugte oder den Dachziegel in Gold fassen wollte. Wenn also deutsche Tagesblätter von ihrem Parteistandpunkte aus sich über die Wirkungen des Staatsstreiches auf die deutschen Staaten freuen wollen, so bleibt ihnen dies ganz unbenommen, wenn sie aber deshalb die That selbst preisen, so handeln sie schlecht. Der Staatsregierung liegt es natürlich nicht ob, ihre verdamnende Ansicht über fremde Staatsoperationen in Form eines officiellen Urtheils auszudrücken, wenn ihr das Geschehene für den eigenen Staat vortheilhaft erscheint. Sie wird sich die nützlichen Folgen sichern, und das Urtheil über den Thäter der Zukunft und seinem eigenen Geschick überlassen. Aber noch mehr als die Presse wird sich eine Regierung von Selbstgefühl hüten, durch irgendwelche ausdrückliche Erklärung ihre Beistimmung zu einem



Heer selbst ist nicht dem Rufe des jungen Herrn von Bonaparte, sondern dem Schatten gefolgt, den die Gestalt des toten Kaisers über ihn warf; es wird ihm folgen und ihn verlassen, wie es die Bourbonen und die Orleans verlassen hat. Der Bürger aber wird ihm zürnen und sich ihm fügen, aus Furcht vor den Rothen, bis der Ueberdruß größer wird als die Furcht. Solange dieser Zustand der Apathie und des innern Zwiespalts in den Einzelnen dauert, mag er sich mühsam behaupten, das erste Hervorbereiten eines activen Willens im Volk wird ihn stürzen und kläglich wird sein Fall werden. Aber ebenso fest steht, daß durch die Folgen des 2. Decembers das Schicksal Deutschlands und des europäischen Continents wieder abhängig geworden ist von der finstern Zukunft Frankreichs. Nie hätte der Präsident den Staatsstreich gewagt, wenn ihm nicht andere Regierungen ein Vorbild gewesen wären. Durch die That hat er Frankreich in eine noch schlimmere Lage gebracht, als die des östlichen Europas ist, und diese Kämpfe und die Revolutionen, welche Frankreich seinetwegen durchzumachen hat, bevor seine That gesühnt ist, werden auch zurückschlagen auf die übrigen Staaten und sie hineinreißen in die schweren Katastrophen zwischen Rhein und Pyrenäen.

Rußland und England, Militärstaat oder freie Verfassung, das sind die Gegensätze, zwischen denen die Mitte Europas in der nächsten Zeit umherschwanke muß. Der letzte Ausgang ist nicht zweifelhaft, wir aber werden das Ende schwerlich schauen. Wer ist noch so gläubig zu sagen, daß die Revolution geschlossen sei?

---

## Deutscher Trost.

(Grenzboten 1852, Nr. 7.)

Nehmen wir einen traurigen Fall an. Ein Mann schläft in einem heißen Lande, z. B. in Bengalen, unter einem Palmbaum. Da kommt ein furchtbarer Löwe, packt den Schlafenden im Nacken und trägt ihn fort nach einer Felschlucht, in das Stillleben der Löwenfamilie. Natürlich wird der unglückliche Gefangene sich fruchtlos zu befreien suchen, und zunächst daran denken. Da aber gerade in den größten Schauermomenten der menschliche Geist zuweilen mit einer merkwürdigen Freiheit die unbehagliche Situation übersieht, so ist sehr möglich, daß auch dem Gefangenen im Nacken des Löwen außer der Todesangst noch eine Folge von Nebenvorstellungen durch den Kopf läuft. Diese Nebenvorstellungen, welche gleich Blitzen die grausige Nacht seiner Seele durchzucken, werden verschieden sein, je nachdem er ein Engländer, ein Franzose, oder ein Deutscher ist. Ist der Mann in kritischer Lage ein Engländer, so wird er sich noch schnell sagen: „Das muß die Regierung Ihrer Majestät, das muß Lord Palmerston erfahren, damit Alt-England an dem verdammten Löwen Rache nimmt, durch Noten, durch eine Flotte, durch Blokade und Totschießen.“ Ist er ein Franzose, so wird er denken: „Gemeiner Tod! Ich werde eine erbärmliche Situation haben, wenn ich sterbe; es ist gar kein Effect dabei möglich.“ Und ist der gefährdete Mann ein Deutscher, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er sich mitten in seinem Kummer sagen wird: „Es ist nur ein Glück, daß das Beest kein Tiger ist, denn Tiger sind noch viel grausamer.“

Betrachtungen, wie die letzte, nennen unsere Nachbarn, die Franzosen, Engländer und Russen, „deutschen Trost“ und verspotten uns deshalb. Es ist wahr, die Fähigkeit, jede bedenkliche Lage dadurch genießbar zu machen, daß wir ihr eine

noch schlimmere gegenüber stellen, hat uns eine gewisse Fertigkeit im Ertragen von unangenehmen Dingen gegeben. Und bei Einzelnen, wie bei der ganzen Nation ist dies allerdings eine Tugend von zweifelhaftem Werthe. Indes mögen unsere lieben Nachbarn und Freunde jenseits des Rheins und unsere nicht weniger geliebten Nachbarn und Freunde im Osten von Deutschland uns noch verzeihen, wenn wir dieses Verfahren, uns über Unannehmlichkeiten zu trösten, gerade jetzt anwenden, und indem wir unsere Lage mit der ihrigen vergleichen, einen deutschen Trost darin finden, daß es bei uns zwar nicht gut, aber immerhin viel besser steht als bei ihnen. Selbst unsere Bettern in England werden uns nicht zürnen, wenn wir unsere Art und Weise ihnen gegenüber nicht aufgeben, und so oft wir bedauern, nicht stark zu sein, wie England, uns auch freuen, daß wir kein Irland zu verantworten haben.

Der Deutsche war seit langer Zeit gewöhnt, seine Nachbarschaft im Osten als ein zwar sehr wohlwollendes und patriarchalisches, nichts desto weniger aber zuweilen willkürliches und gesetzloses Regiment zu achten; seine Nachbarschaft im Westen aber als ein etwas zu unruhiges und launisches, jedoch aber sehr freies und angenehmes Volk zu verehren, und seinen eigenen Zustand als eine Art von mittlerem Durchschnitt zwischen russischer Väterlichkeit und französischer Freiheit kritisch zu beurtheilen. Das ist jetzt unmöglich geworden. Es ist Deutschen ganz unmöglich zu sagen: bei den Franzosen lebt man zwar freier als bei uns, aber bei uns lebt man noch viel freier als bei den Russen. Unsere Logik wird über den Haufen geworfen, unsere politische Weltstellung ist gründlich verändert. Wir, die wir vor kurzem noch die mittlere Proportionale zwischen Rußland und dem Westen waren, wir Centrummänner des europäischen Continents, welche von beiden Nachbarn als Halbe angefeindet wurden, wir sind jetzt auf einmal freier, gesetzvoller, glücklicher







wissermaßen als Bowle gebrauchen kann, um „deutschen Trost“ aus ihm zu schöpfen.

So sehr hängen wir in der Situation, an welche wir seit lange gewöhnt sind, daß selbst die ersehnte und wünschenswerthe Veränderung uns säumig und unentschlossen findet, und vielleicht nicht durchgesetzt wird, weil unser Gemüth durch die Unruhe und den Kampf zwischen Altem und Neuem zu heftig verstimmt und verdüstert wird. Was bei uns aber eine neue Herrschaft erobert, sich auf unseren höchsten Thron setzt, unsere Heere und die Schnüre unserer Geldbeutel regieren will, das muß uns sehr vertraut, lange in Herz und Kopf durchgeföhlt und zurecht gelegt sein; es muß uns sehr viel geworden sein, und unsere Seele muß mit Verehrung und poetischer Wärme daran hängen können. Wir sind von einem Einzelnen nicht zu knechten und durch rohe Gewalt zu gewinnen, sobald ihn das sittliche Gefühl im Volke verurtheilt, einem offenbaren Gauner gehorchen die Deutschen nicht. Das ist jetzt, was unsere Nachbarn „deutschen Trost“ nennen.

---

## Der Constablerismus.

(Grenzboten 1852, Nr. 9.)

Unter diesem Namen sei hier eine merkwürdige Krankheit bezeichnet, welche gegenwärtig in Deutschland umgeht, sehr ansteckend ist und den Kranken Haarsträuben, Schauer und Wuthanfälle verursacht, auf welche die entsprechenden Abspannungen folgen. Da dieses Leiden in der Regel nur gute Menschen und loyale Gemüther ergreift, so ist es um so betrübender. Einige Beispiele werden das Wesen des Zustandes deutlich machen.

Schreiber dieses lehrte einst am Abend von einer Reise

zu seiner Familie auf dem Lande zurück. Er fand das Hofthor vor der gewöhnlichen Stunde geschlossen. Eine Nachtpatrouille in Hemdsärmeln mit Art, Heugabeln und Laternen bewaffnet, läßt ihn zögernd und mit langen Gesichtern ein Hausmädchen sehen scheu mit bleichen Wangen aus einem Spalt der zugehaltenen Küchentür auf den Eintretenden. Als er den Griff einer Stubenthür faßt, fahren die Bewohner schreiend von ihren Stühlen auf und schicken sich an, die Hände zu ringen, statt ihm entgegenzueilen. Der Angekommene legt sich verwundert und ermüdet ins Bett und löscht das Licht aus. Nach einer Weile stößt er an den Leuchter, der Leuchter fällt klirrend auf den Stiefelknecht. Augenblicklich erhebt sich im Hause ein Flüstern. Es trippelt auf dem Flur, es knarrt auf der Treppe. Leise Stimmen fragen durch das Schlüßelloch, ob er noch lebe? Feine Stimmchen fangen an zu schluchzen. Der Angekommene öffnet die Thür und sieht seine ganze Familie in jedem Grade der Verzweiflung und in jeder Art von Nachtkleidern an der Thür aufgehäuft. Auf der Treppe steht das weibliche Dienstpersonal und schwenkt zitternd Spinnenbesen und Ofenhaken; im Dunkel am Fuß der Treppe erscheinen männliche Hausgenossen mit Gewehr und Jagdmessern. Da sah der Angekommene, daß sein ganzes Haus erkrankt war, und stellte ein Examen an. Es ergab sich sogleich Folgendes: In der Nachbarschaft war vor wenigen Tagen ein Mord verübt worden, und das eifrige Besprechen der That hatte die Phantasie des ganzen Hauses in bedenklichster Weise aufgeregt. Wenn in der Speisekammer ein kleiner vergnügter Mausrich seinen Kameraden pfliff, so war das ein Signal der herumschleichenden Mörder; wenn ein Holzwurm pickte, so hörte man deutlich das Bohren eines fürchterlichen Einbrechers; wenn der Nachtwind an den Fensterladen flapperte, so bemühte sich ein Brecheisen Eintritt für unzählige Galgenvögel zu erzwingen. Vom Morgen bis zum Abend waren alle möglichen Gräueltthaten und



Gut der deutschen Staaten unter ihre Trunkbrüder vertheilen\*); gefährliche Journalisten fahren auf allen Eisenbahnen hin und her, um ruhige Unterthanen durch bössartige Zeitungsartikel zum Treubruch zu verführen. Natürlich steckt einiges Wahre dahinter, aber der Eifer und die Thätigkeit der Verfolger ist unendlich viel größer, als der Eifer und die Intriguen der Uebelthäter. Folgender Fall, welchen wir der Mittheilung zuverlässiger Beobachter verdanken, sei ein Beispiel dieses Stadiums der Unpäßlichkeit.

Es ist Mariä Lichtmeß Nachmittag 3 Uhr; an der fliegenden Brücke stehen Soldaten von der Brückentwache, Zollschutzwächter und Gensdarmen müßig und gaffend. Ein Schuhmachergesell aus dem Elsaß kommt aus dem Städtchen, begleitet von seinen Freunden, die er besucht hat, und hat ein kleines Räuschle; er will übersetzen, und plaudert, bis es abgeht: „Was? meint ihr? Wort hätt' er nit g'halte? Eid hab er broche? Schweiget nor ihr da hübe vum solche Sache! S'isch jo Mode so, se sinn all nit andersch, des isch Alles tout même! Mir hänt jek Herbst gnung, un hänt doch selber des Oui-Zettete in d'Urne werfe dürfe! Mit alli solchi Sache isch's nix meh! I bin z'friede! — (taumelt und fällt in den Strom) Helft! helft! i versauf! (die Wächter des Gesetzes stehen ruhig, die betrunkenen Freunde versuchen vergeblich, einen Nachen loszumachen, um ihm zu Hilfe zu kommen, er schwimmt noch und ruft:) Um's Blut und Wunde Christi Wille helfet mer! i kann nit meh! (die Wächter des Gesetzes stehen immer noch ruhig; er sucht vergeblich sich an einem Ankerseil zu halten — es gelingt ihm nicht — er ist ermüdet und in Verzweiflung; er ruft:) Ihr Racker, ihr Canaille! ihr lasset an' ehrliche Mann versaufe! Hecker hoch!“ Er sinkt unter; auf seinen letzten Ruf aber entsteht in der bewaffneten Macht

---

\*) Geschrieben vor 26 Jahren. Seitdem ist, was damals fast nur Wahn der Ueberängstlichen war, eine nationale Gefahr geworden.

ein Lärm: „Greift ihn! fangt ihn, schließt ihn!“ im Augenblick ist der Strom besetzt mit Rähnen voll Bewaffneter; zwei Unteroffiziere — gute Schwimmer — werfen sich in den Strom; der Schuhmacher ist gerettet, er lebt noch; man legt ihn in einen Brückennachen, bis er sich so weit erholt hat, daß er gehen kann; alsdann wird er, scharf bewacht, ins Criminalgefängniß abgeführt, um wegen „aufrührerischem Geschrei“ vor's Kriegsgericht gestellt zu werden.

Man möge in dieser wahrhaften Geschichte die beunruhigenden Symptome an Constablern und Gensdarmen nicht übersehen: den stieren Blick, die Abgespanntheit, die plötzliche nervöse Aufregung, und man wird sich trauernd sagen müssen, daß auch die größte Zuverlässigkeit des Charakters und der Gesinnung zuweilen nicht vor diesem Leiden schützt.

Doch das Uebel geht weiter. Harmlose Privatmenschen, denen einst Wohlwollen und Zutrauen zu der Menschheit auf den blühenden Wangen und auf dem letzten offenen Knopfloch ihrer hochgespannten Weste saß, sind durch die letzten Jahre in argwöhnische, hitzige, aufgeregte, haßlustige Menschenfeinde verwandelt worden, welche ihren alten treuen Kopf mit gräulichen Möglichkeiten gefüllt herum tragen. Sie sehen noch immer betrunkene Bänderlein mit rothen Mützen und rothen Nasen auf dem Parketboden ihrer Stuben sitzen, wie sie mit schmutzigen Taschenmessern in die Holztäfelung einschneiden: Jakob Riobassa fecit, oder Michel Mros fecit; wie sie aus kleinen Pfeifen die schlechteste Tabakasche auf die Teppiche ausschütten; wie sie mit einer alten Schere, die sonst zum Stutzen der Hundeohren gebraucht wird, die ältesten Adelsbriefe zu Fidibus zerschneiden und, den glimmenden Fidibus im Kreise herumreichend, ein schamloses „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“ spielen. Sie sehen noch immer halbnachtes Proletariervolk über ihren großen Geldsäcken kauern und mit den blutrothen Fäusten in ihrem Golde wühlen, während sie selbst erdolcht, mit ausgenommenem Herzen, als un-

ansehnliches Bündel in einer Ecke liegen. Sie sehen noch immer die Ruhe ihres Lebens, die Sicherheit ihrer Familie, das Gedeihen ihres Geschäftes abhängig von einer Regierung, welche alle Opposition mit allen Mitteln niederhält; sie huldigten früher dem Liberalismus aus Schwäche, jetzt sind sie aus Schwäche dem Constablerismus verfallen. Viele von ihnen sind schwerlich zu heilen. Sie wollen sich den Himmel nicht mehr denken ohne Gensdarmen, und sehen in ihren Träumen St. Petrum im Helm eines Constablers mit strammen Schritten an der Himmelsthür auf- und abgehen, und den Erzengel Michael in der schönen Uniform Hinfelbey's die Teufel wegen mangelhafter Loyalität hinauswerfen.

Ach, aber das Uebel geht noch höher! Selbst die Kreise der vornehmsten Herren Beamten, in welchen die großen Staatsgeschäfte gemacht werden, zählen in manchen Staaten Deutschlands von der Unpäßlichkeit angegriffene Charaktere. Da ist z. B. ein ansehnlicher Staat: Preußen. Es soll hier nichts Nachtheiliges von der Politik und den Regierungsgrundsätzen seines Premierministers gesagt werden, durchaus nichts. Aber der Schreiber dieses Artikels hofft den Ton achtungsvoller Besprechung nicht zu verlassen, wenn er die leise Befürchtung ausspricht, daß auch dieser Herr trotz der Entschlossenheit, Festigkeit und constitutionellen Weisheit, welche ihn auszeichnen, in dringender Gefahr stehe, zuweilen mehr Constabler als Minister zu sein.

Rühren wir nicht alte Geschichten auf! Die Dankbarkeit für den Vertrag mit Hannover, der eine brave That war, hält noch vor. Aber da sehen wir in der Nähe des Ministers ein anderes betäubendes Beispiel menschlicher Hinfälligkeit und schweren Leidens.

Um das Jahr 1848 schwamm auf den trägen Fluthen des Danziger Bürgerthums eine kleine, allerliebste Zeitschrift umher, das „Dampfboot“ genannt. Es war kein schweres, aber ein behendes Fahrzeug, sein Kapitän war ein Herr Quehl







einen verlorenen Menschen, dessen Beruf fortan nur sein kann, in dem Schrein der Geschichte als pathologische Merkwürdigkeit aufbewahrt zu werden. Der bravste, liebenswürdigste Mensch und Redacteur wäre in diesem Fall für die Welt verloren. Freilich ließe sich gar nicht sagen, was er noch Alles angeben mag. Jetzt werden in Preußen Pairs gemacht, darunter auch solche auf Lebenszeit, welche vielleicht auch abseßbar sein sollen, man weiß das noch nicht recht. Wer steht uns denn dafür, daß nicht in der Zukunft, wenn gerade einmal die Majestät mit dem Ministerpräsidenten verreist ist, unser armer Herr Quehl so ein 50 Stück Constablers als Pairs einkleiden und einschwören läßt und ihnen die Einkünfte des Mottenfestes und der Baumbliethe von Pankow als Dotation zuweist?

Schlimmer aber ist, ernsthaft zu reden, daß auch bedeutende Menschen, Staatsmänner und öffentliche Charaktere in hohen Stellungen in Deutschland an einer Empfindlichkeit und Reizbarkeit leiden, welche ihrer selbst sehr unwürdig ist. Jede Opposition erbittert sie; jeder kleine schlechte Witz, welcher ihre bekannte Persönlichkeit benützt, um sich an ihr in Umlauf zu setzen, empört und ärgert sie; jeder Angriff durch die Presse und die Kammern regt sie auf und vernichtet ihre Verdauung, ihre Laune, ja ihren Glauben an die Menschheit. Das ist ein schmerzliches Zeichen von ihrer eigenen innern Unsicherheit, von Mangel an Selbstgefühl und Mangel an sittlicher Kraft. Wer durch jeden Zeitungsangriff, durch jede spitze Bemerkung eines parlamentarischen Gegners zum Haß und zu Verfolgungen gegen die Presse und die Parteien seiner Gegner getrieben wird, der mag immerhin im Privatleben ein gutmüthiger humaner Mensch sein, ein gebildeter Staatsmann und ein Mann von Charakter ist er nicht.

Warum ist Louis Napoleon der Empfindlichste aller Empfindlichen? Weil er sich am wenigsten sicher fühlt und am lebhaftesten das Gefühl des innern Unbehagens hat. Wir aber, das Volk, beurtheilen das gute Gewissen und die Cha-

rafterfestigkeit unserer Staatsmänner zumeist nach der größern oder geringern Gemüthsruhe, welche sie den Angriffen ihrer Gegner gegenüberstellen; je ruhiger, heiterer, würdiger ein Mann die Angriffe erträgt, je mäßiger und schonender er sie abschlägt, desto mehr sind wir geneigt ihm zu vertrauen. Wer aber gereizt aufkocht und im Zorn sich verleiten läßt seine Gewalt zu mißbrauchen, dem ist unmöglich zu vertrauen. Und deshalb sei zum Schluß an unsere politischen Erhalter die artige und bescheidene Bitte gerichtet, sie möchten die Anlage zum Constablerthum, die sie wie die meisten Deutschen in sich tragen, auch einmal gegen sich selbst kehren und mit aller Kraft in ihrer Seele unterdrücken: die furchtsame Reizbarkeit, welche sie überall Feinde, Gefahren und Hochverrath sehen läßt, und die schwächliche Selbstgefälligkeit, welche jeden Angriff auf sie und ihre Maßregeln als einen Angriff auf den Staat und die bürgerliche Gesellschaft verurtheilt.

## Napoleon III auf der Höhe seiner Macht.

(Grenzboten 1857, Nr. 31.)

Ein finsterner Mordanschlag auf das Leben des Kaisers der Franzosen ist vereitelt, sein persönliches Befinden besser als seit Jahren. Die hohen Zolleinnahmen verkünden, daß Frankreichs Handel und Industrie in starker Zunahme begriffen ist, und bis in die Zurückgezogenheit eines ländlichen Bades suchen den Beherrscher Frankreichs die Besuche deutscher Rheinbundfürsten.

Seit dem orientalischen Kriege ist es der Klugheit des Kaisers gelungen, die Machtstellung nach außen, welche er den Heeren Frankreichs verdankte, durch friedliche Diplomatie zu erhöhen. In der Beflissenheit, mit welcher er die politischen Fragen Europas vor sein Forum zu ziehen suchte, lag wenigstens nichts Kleinliches, die Knoten, welche seine Hand berührt



verkünden und mit Nachdruck hervorheben, daß die Actien seiner Popularität an der politischen Börse Frankreichs stehen wie 5 1/2 Million zu 1/2 Million Popularität seiner Gegner. Eine Popularität wie 11 zu 1. Es ist ein Gaukelspiel, an das niemand glaubt, niemand als vielleicht er selbst, der nicht nur Andern, auch sich selbst den Glauben erhalten möchte, daß er die Sehnsucht und das gute Schicksal Frankreichs ist. Das ängstliche Zählen der kaiserlichen Anhänger, die große Empfindlichkeit gegen die ersten Regungen der Opposition ist von den Gegnern des Kaisers mit Schadenfreude als ein Symptom von der Schwäche seines Regiments hervorgehoben worden. Und ist es im Gegentheil noch ein Beweis für die Stärke und Dauer seiner Herrschaft. Nicht etwa weil das Stimmenverhältniß wie 11 zu 1 war, denn es wäre für einen entschlossenen Mann vielleicht noch möglich, Frankreich zu beherrschen, wenn bei geheimer Abstimmung in die Wahlkästen von je zwölf Stimmen elf gegen ihn Demonstration machten. Hätte der große „Königsmörder“ Cromwell auf der Höhe seines Ruhmes die unterworfenen Engländer Mann für Mann nach ihrer Herzensmeinung gefragt, er hätte schwerlich auch nur die zwölfte Stimme für sich gehabt. Die wahre Bürgschaft für die Dauer Napoleons III ist gerade die stille unaufhörliche Sorge um die Meinung der Franzosen, der unablässige Wunsch sich ihre gute Meinung zu erwerben, ihnen durch Klugheit, Entschlossenheit und eine hohe Stellung unter den Fürsten Europas wenigstens zu imponiren. Denn diese Rücksicht ist die stille Triebfeder für die Handlungen des Kaisers, sie verhindert, daß der hartnäckige Egoismus des Fatalisten das ruhige Urtheil über das Maß der Dinge und über die eigene Kraft verliere. Noch ist ein Fehler des eignen Urtheils der größte politische Feind, den der Kaiser zu fürchten hat, denn keine der Parteien Frankreichs, welche gegen ihn arbeiten möchten, hat sich fähig gezeigt, den Staat zu regieren. Und die einzige Classe von Gegnern, welche der Zukunft seines



Bundes als man zu Berlin und Wien hat; er versteht, so läßt sich annehmen, recht genau die innere Eifersucht der großen deutschen Staaten, die Gelüste kleinerer Regierungen; er ist wahrscheinlich sehr genau unterrichtet von den charakteristischen Eigenschaften derer, welche gegenwärtig Deutschlands Politik in den Händen haben, und er ist sicher gar nicht geneigt, die deutsche Gegenwart für besser zu halten, als sie in Deutschland selbst geachtet wird. Aber er weiß auch genauer als vielleicht irgend ein anderer Franzose, daß trotzdem Deutschland seit dem letzten Kriege mit Frankreich große Fortschritte in seiner Kriegstüchtigkeit gemacht hat, daß das Bundesheer bei weitem die beste Organisation von 1816 ist, und vor allem, daß Preußen und Oestreich zwar oft in entgegengesetzten Interessen kämpfen, daß aber jeder von beiden Staaten für seinen eigenen höchsten Vortheil halten muß, jeden Fußbreit deutschen Bodens gegen Frankreich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, und daß es jetzt kein besseres Mittel gibt, zwei große kriegsrische Staaten in einem festen Bündniß zu vereinigen, als ein Anschlag auf Belgien und den Rhein. Ja noch mehr. Es ist zur Zeit schwerlich seine Politik, in dem civilisirten Europa französische Eroberungen zu machen, solange Afrika, die türkische Erbschaft und vielleicht das entfernte Asien für Colonisation und Machterweiterung fast unendliche Aussichten gewähren. Er ist zuletzt in der orientalischen Frage, wie jüngst bei der Neuenburger Angelegenheit, Hauptvertreter der Ueberzeugung gewesen, daß eine Revision der Karte von Europa nicht heilbringend sei.

Es ist möglich, daß gerade diese Ueberzeugung in einer deutschen Frage den Kaiser zu einem Gegner deutscher Wünsche machen kann, aber auch hier fände eine kräftige deutsche Politik in seiner Persönlichkeit wieder manches verbündete Element. Seine politischen Ansichten werden langsam zu Ueberzeugungen, er ist sehr geneigt, ein kräftiges und maßvolles Wollen zu achten, und er gilt für frei von den zahllosen altüberlieferten









in keinem Fall den gewaltsamen Ursprung verleugnen können, und es ist sehr fraglich, ob es ihm gelungen wäre, das Präfectenregiment entbehrlich zu machen und der Nation selbst eine wirkliche Betheiligung am Staat zu gewähren. Aber es lag nach menschlichem Ermessen in seiner Gewalt, dem Staat eine neue Grundlage zu geben und den besten seiner Gegner so zu imponiren, wie einst Cromwell seinen Engländern Bewunderung abgenöthigt hat. Die Finanzen Frankreichs mit eiserner Hand in Ordnung bringen, dem leichtsinnigen, kleinlichen, sinnlichen Egoismus eines Zeitalters ohne Ideal und Glauben den Ernst einer tiefen festgeschlossenen Natur entgegensetzen, für sich selbst nichts beanspruchen als die Herrschaft, mit ruhiger Kälte und Nichtachtung die Tageslaunen seiner Hauptstadt überdauern, das, so scheint einem Deutschen, war die Rolle, welche dem neuen Kaiser einen Halt gegeben hätte, einen Halt, der es ziemlich gleichgiltig machte, in welchem arithmetischen Verhältniß seine Beliebtheit zu den stillen Wünschen seiner Gegner stand. Wie kommt es doch, daß er diese Rolle nicht gefunden hat? Daß gerade unter seinem straffen Regiment die Frechheit, Ruchlosigkeit und die rohe Genußsucht so furchtbare Fortschritte machen, daß gerade seine Anhänger für die Hauptbeförderer solcher Richtung gelten, und daß zu seinem eignen bitteren Leidwesen das Kaiserreich vielen Franzosen verhaßt wird, nicht wegen seines Ursprungs, sondern wegen der Gemeinheit solcher, welche ihm anhängen? Möge man eine solche Frage nicht mit der kurzen Antwort abfertigen, welche nahe liegt. Der Kaiser hat durch sechs Jahre dem ungläubigen Europa bewiesen, daß er kein gewöhnlicher Mensch ist, sein egoistisches Wollen war nicht nur stets durch Klugheit geregelt, sondern mehr als einmal auch durch weises und großartiges Handeln geabelt. Er hat zum wenigsten das verdient, ohne Leidenschaft beurtheilt zu werden. Auch Cromwell regierte durch Polizeiwirthschaft und Gewalt, auch ihn hob eine ungeheure That zur Herrschaft, auch er behauptete sich gegen den



geworden durch seinen eigenen freien Willen, hätte er den Einfall nicht gehabt, Kaiser von Frankreich zu werden, so hätte Frankreich keinen Kaiser erhalten, es ist seine Willkür, daß er Frankreich regiert. Und diese Selbstherrlichkeit, diese Freiheit von den gewöhnlichen sittlichen Voraussetzungen irdischer Thätigkeit, sie ist die größte Unfreiheit, welche die Handlungen des Kaisers beschränkt.

---

### Napoleon III und die italienische Frage.

(Grenzboten 1859, Nr. 23.)

Charakter und Politik des Mannes, welcher seit zehn Jahren mehr als jeder andere Erdgeborene die Geschicke der gebildeten Welt aufregt, sind zuweilen in diesem Blatt besprochen worden. Es sei erlaubt, jetzt, wo die öffentliche Meinung Deutschlands heftig gegen sein Wesen aufwallt, an früher Gesagtes anzuknüpfen und über ihn mit der Unbefangenheit zu reden, welche sicherer dazu hilft, den Gegner und das eigene Interesse zu verstehen, als leidenschaftliche Ausbrüche. Es wird keine Indiscretion sein, seine Persönlichkeit, so weit sie aus der Ferne verständlich ist, offener darzustellen, als man sonst vor lebenden Herrschern thut; er selbst hat ein Recht dazu gegeben, denn er liebt es, sich selbst, seine eigne Einsicht und sein Urtheil vor der Oeffentlichkeit zu zeigen.

Der Kaiser, von nicht unbedeutender, obgleich einseitiger Bildung, nicht reich an Geist und fruchtbaren Gedanken, aber begabt mit einer starken Dosis gesunden Menschenverstandes, langsam in seinen geistigen Operationen, zögernd und vorsichtig vor dem Entschluß, aber von allem, was er sich zurecht gelegt, sehr erfüllt, zäh und beharrlich, von schwerflüssigem Metall, ein verschlossener Grübler, indolent und doch ein scharfer Beobachter, leicht gereizt, schwer versöhnt, leidet an dem Uebel-



Der Kaiser von Rußland mußte unklugen Stolz mit dem Verlust des ganzen Heeres büßen, mit Zerstörung seiner Lieblingsfestung und halben Flotte, mit Abdrängung von den Donaumündungen; das freundschaftliche Entgegenkommen des englischen Königshauses wurde der Kitt eines auffallenden Bündnisses; während des Krimkrieges hatte der Kaiser Gelegenheit, sich klug, entschlossen und zuverlässig zu erweisen. Er trat aus dem Kampfe mit erhöhtem Ansehen als ein mächtiger Kriegsfürst, ein erprobter Staatsmann. Es ist nicht unnütz, jetzt daran zu erinnern, daß ein Mann solche Erfolge nicht nur durch Schlaueit, Ränke und rücksichtslose Anwendung gewaltiger Mittel erreicht. Es war allerdings noch Einiges in dem Wesen des Kaisers, was Achtung, ja menschliche Theilnahme auch von dem Gegner erzwang. In der ungesunden Atmosphäre, aus welcher er heraufgewachsen war, als anspruchsvoller Prätendent, Verbannter, Staatsgefangener, bei aller Rohheit seines Fatalismus besaß er eine Eigenthümlichkeit, der wir Deutsche im Privatleben nur zu Vieles zu verzeihen geneigt sind, das lebhafteste Bedürfniß, Liebe und Vertrauen einzulösen und sich an der Zuneigung Anderer zu erfreuen. Diese Gemüthlichkeit ist so sehr ein Grundzug seines Wesens, daß sie überall in seiner Politik sichtbar wird. Und diese Eigenschaft bringt in seine Handlungen und Entschlüsse einen eigenthümlichen Dualismus. Zugleich verschlagen, und doch im Verkehr von nicht abzuleugnender Geradheit, hat er die Franzosen durch eine ganze Windrose von politischen Phrasen geleitet, und derselbe Mann hat, wie Lord Malmesbury ohne Ironie zu sagen berechtigt war, sein dem Einzelnen gegebenes Wort mit puncticiöser Gewissenhaftigkeit gehalten.

Der Kaiser ist bei solchem Wesen allerdings im Stande, ein zuverlässiger Verbündeter zu sein, der für seine Allirten Opfer bringt, der aber zugleich anspruchsvoll eine gewisse herzliche Hingabe und Gegendienste verlangt, wie sie in der Politik auf die Länge selten möglich sind. Es war seine Freude und



Dies Gesagte möchte deutlich machen, wie die Politik des Kaisers zu verfahren pflegt. Still in sich geschlossen, brütet seine Empfindung lange über einem Project, einer politischen Conjectur. Sorgfältig richtet er sich Pläne zu und legt sie still zurück, zuletzt entscheiden gemüthliche Stimmungen, persönliche Neigung und Abneigung. Dann kommt er plötzlich auf Ideen zurück, welche seine Umgebung für lange beseitigt und abgethan hielt. In dem orientalischen Krieg nun hat sich bei ihm die Idee entwickelt, daß er berufen sei, Ordner und Verbesserer aller unklaren und unhaltbaren Verhältnisse in Europa zu werden, und die bekannte Neigung, dergleichen heikle Fragen vor ein Austrägalgericht der Großmächte zu bringen, bei welchem er als Herr Frankreichs und bei dem Vorzug eines festen Willens die erste Stimme für sich in Anspruch nimmt. Daß solche gemüthliche und persönliche Politik ihre großen Bedenken hat, ist klar, daß sie die Ruhe Europas fortwährend bedrohen muß, läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen. Sämmtliche Großmächte haben dringende Ursache, sich dagegen zu verwahren, daß der Kaiser, sobald ihm das Verhältniß eines europäischen Staates zum andern nicht gefällt, sofort diplomatische Verhandlungen darüber eröffnet, zuletzt eine Friedens- und Kriegsfrage daraus herleitet.

Aber zu der Unruhe und Unsicherheit, welche in die Politik der europäischen Staaten durch seine Person gekommen ist, treten noch andere Bedenken. Es ist dem Kaiser nicht gelungen, in Frankreich einen sichern Rechtszustand herzustellen. Ob dies bei der gegenwärtigen Lage Frankreichs auch dem besten Manne und dem reinsten Willen vollständig gelungen wäre, darf man bezweifeln. Nicht weil die politischen Männer Frankreichs an sich schlechter waren, als irgendwo anders, sondern weil das schöne Land und ein begabtes Volk noch mitten in den Krisen einer großen Revolution liegen, weil alle Regierungen von den Bourbons an mit dem Makel eines unsichern Prätendententhums behaftet waren, weil alle geistige





aber die Versöhnung mit dem sittlichen Gefühl seines Volkes hat er nicht gefunden; er vermag die Masse zu blenden, wer Charakter und freie Bildung besitzt, steht in Opposition gegen sein System. Und dies System, was ist es in seinem letzten Grunde? Eine engherzige polizeiliche Tyrannei, die mit der Willkür des Schlechten auch die Ueberzeugungen des Guten gewaltthätig unterdrückt, und in schneidendem Contrast gegen die Humanität des neunzehnten Jahrhunderts und die sittlichen Forderungen des modernen Staates steht. Und diesem Despotismus fehlt nach innen jede Größe, er ist kleinlich, heuchlerisch, oft beschränkt und barbarisch, und was das Traurigste ist, jedes Hochsinns und alles Idealismus bar, eine nackte Familienselbstsucht ohne Pietät und ohne Achtung vor dem Leben der Nation.

Der Kaiser trat aus dem orientalischen Kriege mit der lebhaften Empfindung des Gegensatzes zu Oestreich. Allerdings hatte das Verhalten dieser Regierung den Westmächten Ursache zu Unzufriedenheit gegeben und der diplomatische Sieg, den Oestreich ohne Waffen erröchten, war, wie andere Erfolge dieses Staates seit dem Jahr 1850, das Resultat einer kurz-sichtigen Politik gewesen. Durch vorsichtiges, zurückhaltendes Diplomatisiren, welches nicht frei von Doppelzüngigkeit war, hatte Oestreich sich alle Parteien entfremdet. Daß es sich von der westlichen Allianz zurückzog, nachdem seine italienischen Besitzungen von Preußen auf drei Jahre garantirt waren, und daß es doch bei den Friedensverhandlungen in der Donau- und Rumänenfrage alle Ansprüche eines Siegers erhob, des Siegers, dem die blutigen Erfolge der beiden Allirten vorzugsweise zu Gute kommen mußten, das empörte den Kaiser in innerster Seele. Möglich, daß auch sein persönlicher Stolz noch anderweitig verletzt worden ist. Genug, während er sich Rußland näherte, führte er gegen Oestreich einen jahrelangen stillen Kampf: in der Rumänenfrage, deren Tragweite weit über die Grenzen der Fürstenthümer hinausgeht; dann bei den







In der That war ihm ein großer diplomatischer Sieg gewiß, wenn es ihm gelang, einen Congreß zu Stande zu bringen, und ebenso hatte Oestreich eine offene Niederlage bereits an dem Tage erfahren, wo ein solcher Congreß zusammentrat. Kaiser Napoleon hütete sich wohl, mehr zu fordern, als ihm die übrigen europäischen Großmächte bewilligen konnten. Seine Forderungen, die er von England formuliren ließ, liefen auf Revision der Sonderverträge hinaus, durch welche Oestreich die indirecte Herrschaft über Italien stillschweigend erworben hatte, und auf Berathungen über die Mittel, durch welche Italiens politische Lage gebessert werden könne; der Beistimmung Rußlands sicher, hatte er in den Vorverhandlungen darüber ebenso die vorläufige Beistimmung Englands und Preußens gewonnen. So zog er das Netz über Oestreich zusammen. Für ihn war der Erfolg: eine interessante politische Action für die Franzosen, er selbst Beschirmer der Italiener, gerächt an Oestreich, wenn das Wiener Cabinet sich der Mehrheit des Congresses fügte, und mit der Aussicht auf einen vortheilhaften Kampf, wenn Oestreich gegen die feierlichen Erklärungen und Beschlüsse Europas seine Politik in Italien behaupten wollte. So günstig stand für ihn das Spiel, als das schnelle Vorgehen Oestreichs die diplomatischen Gefahren, von denen dieser Staat umringt war, auf einige Zeit beseitigte und die nicht weniger drohenden des Waffenkampfes heraufbeschwor. Das Ultimatum Oestreichs überraschte den Kaiser; sein Heer war keineswegs schlagfertig, die Rüstungen waren bis in die letzten Wochen laut von seinen Journalisten ausgerufen worden, ein Zeichen, daß es ihm dabei vorzugsweise darauf angekommen war, durch den Ernst seiner Forderung einen Druck auf das übrige Europa auszuüben und den Congreß zu Stande zu bringen.

Es ist demnach nicht ganz genau, wenn man den Kaiser von Frankreich beschuldigt, den Krieg gewollt zu haben. Er wollte eine Demüthigung Oestreichs, nöthigenfalls nach einer













England knüpfte er die Fäden zu dem herzlichen Bündniß, welches jetzt die großen protestantischen Fürstenhäuser vereinigt, und machte durch die Reise selbst eine Demonstration, welche andeutete, wo die Bundesgenossenschaft für das neue Preußen, das damals in Wehen lebendig wurde, zu suchen sein solle.

Es war im Jahr 1850. Die Kriegsdrohung Rußlands und Oestreichs drängte gegen die Unionspläne des Herrn von Radomiz. In dem besorgten Cabinetsrath forderte der Prinz Festigkeit, Rüstung, Krieg. Hestig war der Streit der Parteien. Einer der hohen Offiziere erklärte dem Prinzen: das preußische Heer werde sich nicht gegen Rußland schlagen. Da warf ihm, so erzählt man, der Prinz in männlichem Zorn den Fluch entgegen, der zur Zeit seines großen Ahnen Friedrich den Offizier traf, der säumig im Schlagen war, und verließ, als Alles vergeblich war, in tiefster Empörung den Rath.

Der Tag von Olmütz kam. Wie der Prinz damals mit seinem Schmerz gerungen, das flößte seiner Umgebung ernste Besorgnisse ein. Es ist bekannt, daß er den Minister, der jene Politik vertrat, vier Jahre von seinem Angesicht entfernt hielt, bis zum Beginn der orientalischen Verwicklung. In sich zurückgezogen, nur mit seiner Pflicht beschäftigt, in brüderlicher Pietät um seinen Herrn und König besorgt, so lebte er in der schwierigsten Stellung nach jeder Seite untadelig, fern vom Hofe, geschieden von einem System, das er verurtheilte, gegen das zu kämpfen selbst ihm nur in einzelnen Fällen möglich war. Es ist bekannt, wie frech Einzelne der herrschenden Partei gegen seine Person zu intriguiren wagten, es gab Zeiten, wo seine Verehrer Befürchtungen hegten, die jetzt auszusprechen unnütz ist.

Die allmähliche Erkrankung des Königs, die Unsicherheit auch seiner künftigen Stellung vermochten den Prinzen nicht einen Schritt von der Linie abzubringen, auf der ihn sein innerstes Wesen festhielt. Er vergab sich und dem Staate

nichts, er verlegte keinen Augenblick das zarte Verhältniß zu seinem königlichen Bruder, er schwieg bei dem Drängen seiner Verehrer und handelte fest, wo es galt. So wurde er Regent. Längst vorher mag er in der Stille bei sich zu Rathe gegangen sein über die Wahl der Männer, welche sein Vertrauen zur Regierung berief. Es sollten Männer von Ehre und reinem politischen Ruf und die Fähigsten sein, welche er kannte.

Der italienische Krieg nahte. Und mit Recht darf gesagt werden: was in der preussischen Politik männlich groß, entschlossen war, das kam aus der eigensten Seele des Prinzen. Wenn seit der Mobilmachung eine Zögerung sichtbar wurde, welche dem starken Anlauf, den der Prinz genommen, nicht ganz entsprach, seine Gedanken waren es nicht. Wohl darf behauptet werden, daß er größer von der Aufgabe Preußens gedacht hat, als die Mehrzahl der redlichen und ehrenhaften Mitglieder seines Ministeriums, und als die Mehrzahl der Preußen selbst. Möglich, daß er selbst mit geheimer Trauer erkannt hat, daß auch die Besten seiner Gehilfen nach langen Jahren politischen Mißlingens und unselbständiger Politik zu viel von dem Selbstvertrauen und Stolz auf die Kraft des Staates verloren haben. Denn wie viel auch der Herrscher bewirken kann, er vermag nicht die Werkzeuge, mit denen zu arbeiten sein Beruf ist, im Augenblick umzubilden, und weiches Erz in harten Stahl zu wandeln. Aber gerade, als er den Widerstand, den ihm pflichtgetreue Gesinnung entgegensetzte, durch die Energie seines Forderns gebrochen hatte, gerade als er sein Heer mit festem Entschluß an der Grenze sammelte, kam der Frieden, unzeitig, willkürlich, frivol, wie wenige Wochen vorher der Ausbruch des Krieges gewesen war. Und aus tiefster Empfindung kamen die Worte des Prinzen, welche er, wie man erzählt, bei der Abreise zu dem Fürsten Windischgrätz sprach, daß solches Ende ihm ein großer Schmerz sei.

Wie bei diesem Frieden allen Betheiligten durch das Schicksal genau gelohnt worden ist nach dem Maße von Ehrlichkeit, Ur-



Er gilt nur da für redefertig und wortreich, wo ihm von Herzen wohl ist. Dann aber bringt, so hören wir, seine einfache, klare Rede, die männliche Haltung, die große Wahrhaftigkeit und Innigkeit seines Ausdrucks mächtig zum Herzen. Und solche milde Humanität ist wohl der Kern seines Wesens.

Ein Fürst so beanlagt, eine innerliche Natur, mit dem sichern Tact, den nur ein reines und wohlwollendes Gemüth verleiht, durch und durch human, nach so herben Erfahrungen doch voll festen Glaubens an den Adel menschlicher Natur, voll Vertrauen zu der Tüchtigkeit und voll Achtung vor dem Verstand seines Volkes, und dabei von einer stillen aber dauerhaften Willenskraft und in den Jahren seiner Reise stark zu rücksichtslosem Entschluß, ein solcher Fürst scheint uns doch keine ganz gewöhnliche Erscheinung auf einem Königsthron zu sein. Und solche Persönlichkeit scheint uns vorzugsweise geeignet, das innere Leben des neuen Verfassungsstaates zu kräftiger Entwicklung zu führen und Preußen nach außen allmählich zu einer Bedeutung zu erheben, die der inneren Tüchtigkeit des Volkes entspricht.

Der diese Zeilen schreibt, steht ganz fern von Neigung und Gunst einer preussischen Regierung und ist nur berechtigt und gewillt, das Interesse an der Person des Prinzregenten zu nehmen, welches jeder Deutsche für ihn empfindet. Und diese Zeilen wären nicht geschrieben worden, wenn nicht gerade jetzt eine Pflicht gewesen wäre, auch dergleichen in diesem Blatt öffentlich zu sagen.

---

## Der Tod des Prinz-Gemahls von England.

(Grenzboten 1861, Nr. 52.)

Im blühenden Alter ist ein Fürst geschieden, von deutschem Blut, Vater und Ahnherr der künftigen Könige von Preußen

---







ankam, wenn sie nur damit erreichten, was ihnen gerade am Herzen lag. Sie waren bald gezwungen, die Ueberlegenheit des Prinzen bei allen Erörterungen anzuerkennen, aber sie empfanden ihm gegenüber zuweilen ihre größere Gewandtheit und Energie, den Willen in die That umzusetzen. Dieser Gegensatz, der in der Jugend des Prinzen bemerkbarer gewesen sein muß, auch noch in den Jahren männlicher Reife zuweilen hervortrat, wurde bei mehreren großen Gelegenheiten ein Glück für die Behandlung der Geschäfte; er ergänzte die Schwächen der englischen Bildung, er verband einige der politischen Führer Englands, Robert Peel und Lord Russell, sehr eng mit dem Prinzen. Derselbe Gegensatz mag aber auch das feindselige Verhältniß erklären, in welches sich z. B. Lord Palmerston durch mehrere Jahre zum Prinzen und zur Königin gesetzt hat, wie seine durchaus nicht immer edlen Mittel, durch welche der Minister den Schwächen des englischen Volkes schmeichelnd und seine Stimmungen flug lenkend, dem Regenten zu trotzen wußte. Auch dieser Kampf ist einige Mal in der großen Politik Englands sichtbar geworden. Nicht immer blieb Palmerston Sieger.

Dem englischen Volke gegenüber hatte der Prinz vor Allem die Aufgabe, sich als Engländer zu erweisen, das heißt, englischen Interessen überall nützlich und förderlich zu werden, wo er mit seiner eigenen Persönlichkeit selbstwillig hervortreten durfte. Er hat, so scheint uns, diesen Theil seiner Aufgabe als ein kluger und tüchtiger Mann gelöst. Es gab kaum eine Klasse von gemeinnützigen Unternehmungen, bei welchen er nicht als Führer oder thätiges Mitglied mit gutem Beispiel voranging, von seiner Musterfarm an, bis zur ersten Industrieausstellung und seiner Kanzlerschaft der Universität Cambridge. Bei jeder dieser Gelegenheiten lernten die Engländer einen ernstesten Geist und billigen Sinn achten, dem ihr Wohl warm am Herzen lag, der hochsinnig ehrte, was sie Großes besaßen, und der wohl verstand, was ihnen fehlte.





mann, ein Mann von umfassender Bildung, ein guter, redlicher, pflichtvoller Mensch. Er hat eine sehr schwierige Erdenstellung, die voll von Versuchungen und Gefahren war, mit ruhiger Würde und hohem Erfolge behauptet. Wir Deutsche aber gedenken sein in warmer Empfindung.

---

## Das preussische Abgeordnetenhaus und die Militärfrage.

(Grenzboten 1862, Nr. 40.)

Während diese Zeilen geschrieben werden, bringt fast jede Stunde neue Gerüchte über die Krisis, in welcher das Verfassungsleben des preussischen Staates schwebt. Solche Zeit ist ungünstig für ein ruhiges Urtheil, aber es ist gerade jetzt Pflicht eines Jeden, seiner Ueberzeugung entschiedenen Ausdruck zu geben, zumal nicht zu erwarten ist, daß der Conflict zwischen Regierung und Volksvertretung durch eine jetzt bevorstehende Umgestaltung des Ministeriums beendet wird.

Die leidenschaftliche Theilnahme, mit welcher auch außerhalb Preussens die Commissionsverhandlungen und der Beginn der Militärdebatte verfolgt wurden, war längere Zeit nicht frei von der Besorgniß, daß die Opposition, reich an junger ungeübter Kraft, durch aufgeregte Stimmung des Volks in die Rammern gesendet, fortwährend gereizt durch grollende Aeußerungen der Regierungskreise, bei der Debatte im Plenum an einer von den Klippen anstoßen würde, welche gerade die Militärfrage darbot. Diese Befürchtung ist durch die Verhandlungen der vergangenen Woche widerlegt worden, die Haltung der Opposition war im Ganzen betrachtet würdig und taktvoll. Sie vermied den Geldpunkt vorzugsweise zu betonen, sie vermied auf technische Einzelheiten einzugehen, sie hielt ihre

Redner in guter Zucht, fast jede der gesprochenen Reden machte dem Volke einige Wahrheiten in eindringlicher Weise klar und deutlich. Die Wirkung des parlamentarischen Kampfes entsprach dieser Behandlung. Die Schwäche des Ministeriums, die Unhaltbarkeit seiner gegenwärtigen Zusammensetzung wurde der Krone fühlbar, wie sie es schon längst dem Volke gewesen war.

Wie lebhaft aber auch das Interesse in Deutschland an den Parteikämpfen der Preußen ist, Autorität und Macht, Einfluß und Bedeutung des preußischen Staates für die letzten Interessen Deutschlands stehen uns höher. Wir beurtheilen die Parteien nach der Einwirkung, die sie auf die Stimmung in Deutschland auszuüben im Stande sind. Von diesem Gesichtspunkte aus hat auch dies Blatt im Frühjahr die Auflösung der altliberalen Partei als eine unvermeidliche Nothwendigkeit bedauert, die Bildung der nationalen Partei mit Freuden begrüßt. Es ist sehr zu wünschen, daß sich Niemand in Preußen der Ueberzeugung verschließen möge, daß sich in dieser neuen Partei, welche allerdings ihre Organisation noch nicht ganz beendet hat, auf längere Zeit der größte und frischeste Theil der Volkskraft vereinigen wird. Sie ist nicht gleich dem Schaume einer brandenden Küste über das preußische Land geschleudert, und sie wird nicht in den Strahlen einer volksthümlichen Regierung vertrocknen, sie stellt in der That eine Mehrheit der Volksstimmungen dar und wird für alle nächsten Entwicklungsphasen der Hauptfactor sein, dessen Zuneigung jede verständige Regierung suchen, dessen Unterstützung sie nicht ohne Gefahr entbehren wird. Auch wer durch seine persönlichen Neigungen auf Seite der Altliberalen oder Conservativen gestellt ist, soll das nicht verkennen, sich selbst einer unwillkommenen Nothwendigkeit fügen. Es ist Zeit, daß das Gezänk und gegenseitige Beargwöhnen in der Presse der sämtlichen Fractionen aufhöre, und daß die Altliberalen sich aufrichtig mit der nationalen Partei versöhnen. Denn als die frühere liberale Majorität von einem Theil der alten Führer



Anlage dafür ist in reichem Maße vorhanden. Gerade jetzt haben die letzten Maßregeln der Regierung eine Annäherung zwischen den liberalen Parteien des Hauses bewirkt; es ist sehr wünschenswerth, daß ihr ein gemeinsamer Plan und einmüthiges Handeln folge. Erst der offene Beitritt sämmtlicher Altliberalen im Hause und Volke, welche in Wirklichkeit noch das Recht haben, sich zu dieser Fraktion zu zählen, wird der nationalen Partei die volle Kraft geben, deren die Mehrheit der preussischen Volksvertreter jetzt dringend bedarf.

Denn der Widerstand der höchsten Staatsgewalt gegen die Forderungen der Opposition setzt den Staat in eine neue Gefahr. Nicht ohne Sorge muß bereits die Majorität des Hauses auf die zuchtlosen radicalen Elemente blicken, welche im Volke selbst das Haupt emporheben. Keine erwähnenswerthen Namen und, so weit sichtbar, keine politischen Talente, aber überall Persönlichkeiten, welche einem Pessimismus und republikanischen Wallungen ungestümen Ausdruck zu geben suchen. Es wäre noch kein großer Nachtheil, wenn, wie bei fortbauender Krisis zu erwarten steht, die nächsten etwa bevorstehenden Wahlen zehn bis zwölf solche Entschlossene unter die Vertreter des Volkes senden sollten, aber es ist vorauszu sehen, daß bei einem Beharren der Krone auf der betretenen Bahn allmählich eine gewisse Verzweiflung an der Möglichkeit der gesetzlichen Entwicklung auch in dem Volke überhandnehmen und die republikanischen Stimmungen volksthümlicher machen wird. Eine solche Möglichkeit wird nur dann ungefährlich, wenn die gesamte politische Einsicht des Volkes zu einer großen zusammenwirkenden Partei verschmilzt.

In der Militärfrage selbst, der Veranlassung des schwebenden Conflicts, steht unzweifelhaft die große Mehrzahl des Volkes auf Seiten der verwerfenden Majorität. Allerdings aus sehr verschiedenen gemüthlichen Beweggründen: Furcht vor Steuerdruck, Groß gegen die bevorzugte Stellung des Offiziercorps im Staate, Pietät gegen die Idee der Landwehr, Ab-









Fortschritts in den östlichen Grenzprovinzen, welchen durch russische Zölle, österreichische Valuta und die Vernachlässigung ihrer Flußwege die Kraft gelähmt ist, endlich die Hindernisse, welche das Dahinsiechen des Zollvereins einer starken Zunahme der Finanzzölle in den Weg legt. Daß aber Preußen einen höhern Etat für seine Wehrbarkeit erhalten muß, wird aus den Forderungen deutlich, welche alle liberalen Fractionen mit gutem Grunde erheben. Die Regierung gibt sich jetzt Mühe, 63,000 Mann jährlich einzustellen, wir fordern militärische Ausbildung der gesamten waffenfähigen Jugend des Jahres, Einstellung von etwa 80,000 Mann. Allerdings muß es möglich sein, dies in möglichst kurzer Dienstzeit zu bewirken, und daß eine planmäßige Vorbildung der Jugend wesentliche Hilfe für Verkürzung der Dienstzeit werden könne, steht zu hoffen. Aber sicher wird mehr als ein Jahrzehnt, vielleicht ein Menschenalter, hingehen, bevor solche Vorbildung in genügender Weise bei unsern Dorfbewohnern durchgeführt wird, auch dann wird die Kürze der Dienstzeit eine Grenze haben, unter welche im Interesse eines disciplinirten und waffentüchtigen Heeres nicht herabgegangen werden darf. Deshalb wird eine Verminderung des sogenannten stehenden Heeres zuverlässig auch dann nicht eintreten, wenn die Führer der gegenwärtigen Opposition einmal die Ministerstühle besetzen sollten. Aber auch die neu gebildeten Bataillone werden bei noch stärkerer Rekrutenaushebung mehr als vollauf zu thun haben, die Ausbildung der Mannschaft zu bewältigen und dabei die eigene Fehltüchtigkeit zu bewahren. Die Zahl der Unteroffiziere und Offiziere, schon jetzt kaum ausreichend, wird bei dem besten Verfahren sie selbst zu ziehen und bei der volksthümlichsten Organisation nach einer so beträchtlichen Vermehrung der Mannschaft nicht ausreichen. Das alles sind sehr nahe liegende Betrachtungen, die Jedermann in Preußen anzustellen vermag. Es ist in der Ordnung, daß die Opposition jetzt keinen Grund hat, dergleichen Erwägungen auszusprechen, aber sie würde sich







Oestreichs und Frankreichs abhänge? Glaubt man in der nationalen Partei Preußens deshalb Patriotismus, Stolz und Vertrauen zu der Zukunft Preußens erloschen, weil die Vertreter des preußischen Volkes erklärt haben, einer Regierung, welcher man mißtraut, kein Geld im Kriegsfall zu bewilligen? Hat man keine Ahnung davon, welche Wirkung in Preußen der Umstand gemacht hat, daß man von Wien aus durch einige behende Schritte einen großen und aufstrebenden Staat zu der Stellung herabdrücken will, welche die Fürsten des Rheinbunds in der deutschen Coalition einnehmen? Solche Behandlung hat nur dann einen Sinn, wenn man den Gegner reizen wollte, mit dem Entschluß und der Kraft, ihn für immer zu beseitigen.

Hatte man aber diese Absicht und diese Kraft nicht, wie dachte man sich mit Preußen zu stellen, im Fall dieser Staat sich nicht auf der Stelle demüthigte und im Falle das Verfassungswerk nicht auf der Stelle gelang? Welchen Sturm hat man dort aufgeregt! Mühsam halten die gemeinsamen Interessen und die landsmannschaftliche Stimmung gegen das deutsch-österreichische Volk seit Jahren den Eifersüchteleien und Intriguen der Cabinete das Gegengewicht. Wie weit jetzt die preußische Regierung durch das Verfahren Oestreichs beleidigt ist, wissen wir nicht, die Empfindungen dieser Kreise sind für uns unberechenbar. Aber das preußische Volk fühlt diese Beleidigung tief, und wir fürchten, es wird ihrer lange gedenken. Was soll nun werden, wenn in Preußen eine volksthümliche Regierung ihre Pflichten gegen Deutschland begreift und darnach handelt? War es nöthig, den Tag von Bregenz durch den Tag von Gastein zu überbieten?

Wenn die rücksichtslose Behandlung Preußens ein Fehler war, so lag sicher ein noch größeres Wagniß gerade in dem Vorgehen, welches für den Augenblick den größten Erfolg bereitete, in der dramatischen Action und dem Einsetzen der kaiserlichen Persönlichkeit, zu welchem die österreichischen Politiker



Gerathen haben. Wenn nun das Beginnen trotz diesem Aufwand von Repräsentation und Effecten scheitert, ja wenn es sich nur verkümmert und umgeformt ins Leben führen läßt, so ist die Person des Monarchen einer argen Beeinträchtigung seiner Würde ausgesetzt worden. Daß die Staatsmänner, welche den Kaiser umgeben, von ihrem jungen Herrn ein solches gewagtes Hervortreten auf so unsicherer Grundlage nicht abwehrten, das mag ihnen dereinst eine unfreundliche Erinnerung werden.

Und sieht man näher zu, so wird der Mangel an Kenntniß der deutschen Verhältnisse noch auffallender. Man will durch die deutschen Fürsten und Regierungen ein Verfassungswerk für Deutschland zu Stande bringen. Nun wir haben allen Respect vor unsern deutschen Fürsten. Sie sitzen zum großen Theil fest auf ihrem Grunde, sie sind durch Geschichte und zum Theil durch Pietät der Bewohner eng mit ihrem Volke verbunden. Aber seit dem Jahre 1848 haben die Fürsten thatsächlich nicht die entscheidende Stimme bei einer Neugestaltung Deutschlands. Wenn es möglich wäre, alle Fürsten unter einem Kaiserhut zu sammeln, so wäre immer noch zu besorgen, daß das deutsche Volk sein Veto gegen ihre Beschlüsse einlegte. Und dieses Veto würde sich zuletzt als das entscheidende erweisen. Daß es in Oestreich sehr schwer wird, diese Verhältnisse zu würdigen, ist natürlich. Der deutsche Liberalismus ist von dem österreichischen in der Hauptsache so verschieden, daß der liberale deutsche Oestreicher und der nationale Deutsche zur Zeit wenig mit einander gemein haben. Und der Unterschied liegt darin, daß der Oestreicher in einer weit andern Stellung zu seiner Regierung lebt, wie diese auch beschaffen sei, als der liberale Deutsche. Der Oestreicher widerstrebt vielleicht in Einzelheiten seiner Regierung sehr heftig, gegen die Herrschaft der Pfaffen und unfähiger Beamten, gegen Uebergriffe der Verwaltung in die Justiz, gegen schlechten Haushalt u. s. w. Aber seine Regierung, solange sie sich nicht vorzugsweise auf



meisten Fürsten noch aufgefaßt werden, stehen in unverföhntem Kampfe zu den Forderungen des Volkes. Die Regierungen besitzen das Heer und den ganzen Mechanismus der Staatsmaschine, die liberale Opposition den Idealismus der Nation und die warmen Sympathien fast Aller, welche überhaupt Interesse an einer bessern Machtstellung Deutschlands nehmen. Die Forderungen aber der nationalen Opposition, in diesem fünfzehnjährigen Kampfe herausgebildet und gesteigert, sind bereits so fest ausgesprochen und so fest in das Bewußtsein des Volkes übergegangen, daß die Regierungen vor dieser gesetzlichen Bewegung nur noch eine gewisse Widerstandskraft, nicht mehr die Freiheit willkürlich zu leiten haben. Und in diesem Sinne sei hier ein früherer Ausdruck der Grenzboten wiederholt, welcher vor einigen Wochen der officiösen Presse Oestreichs großen Anstoß gegeben hat, Deutschland ist schon zu sehr demokratisirt, um noch einer Vereinbarung der Regierungen mit Oestreich, selbst wenn diese möglich wäre, mit Hingebung zu folgen.

Unterdeß hat der Abgeordnetentag in der Sitzung eines Tages den Stimmungen des Volkes in würdiger und gemäßigter Weise Ausdruck gegeben. Die kurze Kritik des östreichischen Reformplans durch Häusser und die Beschlüsse der Versammlung drücken, jedem verständlich, die Ansichten aus, welche in den Volkskammern Preußens und der meisten deutschen Staaten der Majorität sicher sind. Ehre und Dank den Männern, welche mit sicherer Klugheit die Marken des Weges abgesteckt haben, auf welchem der Kampf um den deutschen Bundesstaat zunächst vorwärtsgetrieben werden muß.

---

## Annexion oder Anschluß der Herzogthümer.

(Grenzboten 1865, Nr. 2.)

Die undeutliche Politik Preußens in Sachen der Herzogthümer hat einen Wirrwarr von Vermuthungen, einen Sturm von Anschuldigungen hervorgerufen, sie hat, was uns wichtiger ist, auch in der liberalen Partei lebhaftere Erörterungen veranlaßt. Ein großer Theil der liberalen Preußen ist für Annexion, ein Theil der liberalen Süddeutschen ruft seine heimischen Regierungen auf zum Schutz gegen die Annexionswünsche der preußischen Regierung. Nirgend fehlt es an aufrichtigen Liberalen, welche sich geradezu als Annexionisten aussprechen und nicht wenige unserer tüchtigsten Männer gehören in diese Zahl, daneben solche, welche zur Zeit keine lebhaftere Betheiligung an unserer Tagespolitik bewährt haben, stille Friedliebende, welche jetzt durch die Ohnmacht der kleineren Staaten und durch die Zerrissenheit Deutschlands bitterlich gekränkt sind. Es lohnt einmal, das Für und Wider solcher Erörterungen kurz zusammenzustellen, wie es sich innerhalb der liberalen Partei, zumal außerhalb Preußens ausdrückt.

Zuerst sprechen die entschiedenen Annexionsmänner, zu denen vor Andern liberale Preußen gehören, aber auch einzelne Stimmführer in den Herzogthümern selbst, nicht wenige im übrigen Deutschland bis südlich vom Main: wir wollen keinen neuen Kleinstaat mit all seiner Schwäche, wir wollen keine neue Fürstenfamilie, wir sind damit reichlich begabt, wir wollen keinen neuen Hof, wir wollen im Volke keinen neuen Particularismus, dies alles würden uns neue Gegner sein, welche wir in der Zukunft zu bekämpfen hätten. Selbst ein Anschluß eines neuen Herzogs an Preußen würde die Herzogthümer mehr drücken als heben, er würde ihnen Lasten geben ohne die besten entsprechenden Vortheile, er würde eine Art von Vasallenstaat schaffen, ein doppeltes Regiment, dem Conflict



werfen, aber wir dürfen allerdings dem Herzog zumuthen, daß er selbst sein Recht opfere, ebenso wie wir jeder anderer deutschen Dynastie, auch der preussischen, zu Gunsten der deutschen Frage Resignation zumuthen. Das ist nach unsern Parteigrundsätzen erlaubt. Aber in keinem Fall dürfen wir dem Volke von Schleswig-Holstein Zwang oder Gewalt anthun lassen, selbst nicht um das zu fördern, was wir für sein bestes Heil halten. In dem Respect vor dem Volkswillen liegt das letzte Geheimniß unserer Stärke, diese Rücksicht bestimmt und beschränkt auch gebieterisch die Mittel und Wege unserer Politik.

Das geben viele unserer Freunde zu. Aber sie knüpfen ein anderes Argument daran: Wohl, was wir niemals thun dürfen, mögen wir doch unsere Gegner thun lassen, deren politisches Credo ihnen solche Pflicht nicht auflegt. — Ohne Zweifel gibt es in der Politik Conflicte, wo eine politische Partei in der Stille erfreut ist, daß ihre Gegner thun, was ihr selbst aus Parteirücksichten durchzusetzen unmöglich ist. Jede Partei kommt zeitweise in die Lage, auch ihre fundamentalen Sätze zu revidiren und zu erkennen, daß wenige davon eine unbedingte Geltung haben. In Deutschland ist manchen feurigen Geistern die Sehnsucht nach stärkerer Concentration so hoch gesteigert, daß sie auch eine Tyrannis mit Freuden begrüßen würden, welche ihnen die Grundlagen eines großen Staatslebens zu schaffen vermöchte. In manchen Landschaften empfindet gerade der Liberalste mit bitterem Schmerz, wie unvollständig in der Mehrzahl seiner Mitbürger das politische Bedürfniß nach einem größeren Staatsbau entwickelt ist, und wie wenig Berechtigung dort die Tagesstimmung der Bevölkerung hat, welche über den Kirchturm der Heimat noch nicht hinausreicht. Solcher Erkenntniß liegt die Auffassung nahe, daß auch der Werth des Volkswillens in der Politik weder ein unveränderlicher noch ein höchster Werth sei, daß eine Schwäche und Beschränktheit des Volkswillens zu gleicher Zeit eine Schwäche und Beschränktheit unserer Partei wird und



großer Werth gelegt werden, weder auf den Zollverein noch die Gründung einer Flotte, noch darauf, daß Preußen mit dem Auslande bereits als Vertreter deutscher Interessen Verträge schließt. Thatsache ist aber, daß durch die friedlichen und gesetzlichen Fortschritte, welche Preußen seit Gründung des Zollvereins gemacht hat, nicht mehr der Weg und das Ziel, nur die Zeit in Frage gestellt sind. Die eine Hälfte Deutschlands heißt Preußen, die andere Hälfte ist in vielen wichtigen Beziehungen bereits von dem Leben dieses Staates so abhängig, wie nur ein Clientelstaat sein kann. Wenn wir das Unge-nügende solches Fortschritts lebhaft fühlen, vergessen wir leicht, wie groß er in der That war. Dieser Fortschritt aber ist durchaus und nur nach den Grundsätzen des Liberalismus erworben und wir haben durchaus kein Recht zu zweifeln, daß dieser seine siegreiche Gewalt weiter bewähren werde, sobald Preußen die großen Hilfsquellen, welche er eröffnen kann, benutzt. Eine jede Regierung in Preußen muß anstehen, mit schnellem Sprunge den betretenen Weg aufzugeben und den einer gewaltsamen Erwerbung gegen Cabinete und Völker zu betreten. Vollends die liberale Partei, als solche, darf ihre Operationen nicht sofort ändern, weil die Chancen für einen festen Entschluß gestiegen sind. Aber die schleswig-holsteinische Frage darf von unserer Partei überhaupt nicht nach Gründen der augenblicklichen Zweckmäßigkeit beurtheilt werden. Weshalb betonen wir überall das Selbstbestimmungsrecht der Völker? Weil wir darin den edelsten Ausdruck der politischen Freiheit finden, welche wir für uns, wie für andere fordern. Ist es redlich und klug hier liberal zu sein, dort Zwang ausüben zu lassen? Heute einen großen Grundsatz nachdrücklich auszusprechen, morgen denselben Satz aus Nützlichkeitsgründen gleichgiltig preiszugeben? Mit welchem Recht maßen wir uns an, besser als die Schleswig-Holsteiner zu verstehen, was ihnen und dem Ganzen frommt? Sie sind es, um deren Zukunft sich's zunächst handelt, sie müssen doch die erste Stimme haben,





## Die Pflichten eines Mitgliedes der liberalen preussischen Partei.

(Grenzboten 1866, Nr. 11.)

Der Schluß des preussischen Landtages kam sehr unerwartet. Ob er wirklich im Interesse der Regierung war, darf man bei unbefangener Schätzung der Verlegenheiten bezweifeln, welche er ihr gegenüber abgeschlossenen Verträgen vor dem Auslande zu bereiten droht; die Opposition hat durch die unwillige Entsendung nicht an Ansehen eingebüßt. Sie hat erreicht, was in dieser Sitzung überhaupt für sie zu hoffen war, sie hat die Größe des innern Zwiespalts, welcher die Regierung und die Mehrheit der Volksvertreter trennt, auf's Neue dargelegt. Die Verhandlungen über einen Entscheid des Obertribunals waren bedeutungsvoll für Preußen, noch nie hatte das Ministerium in der Debatte so auffällig den Kürzeren gezogen, die Gründe des Abgeordneten Gneist, die leidenschaftliche Bewegung Twiestens, die ruhige Erklärung Simsons gaben der Verhandlung einen Ernst und eine Würde, welche nirgend die Wirkung verfehlt hat, als vielleicht da, wo wir alle die größte Wirkung wünschen. Wer die tiefe Erregung beachtete, welche hinter den gemessenen Worten suchte, der darf sich nicht verbergen, daß in den dritthalb Jahren seit den Juniordonnanzen gegen die Presse der Streit in Preußen langsam größeren Umfang angenommen hat; und der Abgeordnete Simson hatte guten Grund zu dem Ausspruch, daß man einst diese Verhandlung als verhängnißvoll für das System bezeichnen werde.

Allerdings ist seit dem Juni 1863 auch für die liberale Opposition der Kampf gefährvoller geworden. Der innere Schade hat weiter gefressen, durch viele Zwischenfälle, durch einen Feldzug, durch Verwicklungen mit dem Auslande, durch die Festsetzung des Ministeriums des Innern und die völlige



vermag diese Art von Selbstverläugnung nicht zu üben; aus ihm bricht mit dem Zwange einer Naturgewalt die Stimmung hervor. Es gehört zum Wesen einer repräsentativen Körperschaft wie der Presse, bei jeder Veranlassung ihre Gesinnung kund zu geben. Lang geschulte Parteien vermag allerdings in ruhigen Zeiten der kluge Wille der Führer so zu unterwerfen, daß sie eine Zeit lang der Uebermacht des Individuums sich fügen, und dann erscheint wohl bei großen Fragen auch eine parlamentarische Partei als vorsichtiger und kluger Taktiker; und wieder pflegt eine geknechtete oder an Intelligenz arme Masse willig geheimen Leitern oder bewährten Sprechern zu gehorchen. Aber sobald in einem Staat, welcher Verfassungsformen hat, irgendwie sittliche Empfindungen: das Rechtsgefühl, das Ehrgefühl, das Selbstgefühl der Wähler gekränkt werden, ist es mit klugem Verhüllen vorbei; was in dem Volke sich lebendig regt, das dringt auch in der Presse, auf der Tribüne in Worten und Beschlüssen hervor.

Und wer die Parteien in Preußen näher betrachtet, erkennt leicht, daß sie keineswegs mit den Parteien eines Staates zu vergleichen sind, welcher seine Gegensätze auf dem Boden der Verfassung auszukämpfen gewöhnt ist. Der Kampf in Preußen, der im Jahre 1848 begonnen und seitdem nur in kurzen Zeiträumen geruht hat, ist ein Kampf nicht nur um die Verfassung selbst, sondern um die gesamten sittlichen Grundlagen des bürgerlichen Lebens. Wie matt er in manchem Jahre geführt wurde, er ist doch in der Stille unaufhörlich fortgeführt worden, in der Kirche, in den Familien, in der Gesellschaft, im Beamtenstand, im Heer, auch auf dem weiten Gebiet der materiellen Interessen. Immer bestand der drohende und dem Staat gefährliche Gegensatz zwischen einer großen Genossenschaft der Bevorrechteten, welche durch engen Anschluß an die Idee des selbstwilligen Königthums ihre eigene Sonderstellung im Staate zu behaupten suchten, als regierende Beamte, als Militärs, als Zugehörige des Hofes, als bevor-



aus Loyalität, daß diese Zahl in Preußen täglich kleiner wird. Denn wer so denkt, ist in dringender Gefahr, die Hände in den Schoß zu legen und wieder auf das Haupt und die Verantwortung des Königs eine Arbeit zu wälzen, welche das Volk selbst vornehmen muß, deren Früchte ihm nicht als ein Geschenk von oben kommen dürfen.

Was ist alles in Preußen umzuformen! Riesengroß ist die Arbeit geworden, sie vermag, wie die Sachen liegen, nimmer durch den guten Willen eines Fürsten gethan zu werden. Wo ungeeignete Personen aus ihren Aemtern entfernt werden, müssen doch andere bewährte statt ihrer eintreten, wie sollen diese einem Fürsten erkennbar und der Last gewachsen sein, wenn sie sich nicht im Kampfe bewährt und das Metall ihres Willens gehärtet haben. Ferner aber sind die in Preußen nöthigen Reformen zum Theil von der Art, daß sie sich gar nicht anders durchführen lassen, als gefordert durch eine stark bewegte und imponirende öffentliche Meinung, welche zahllosen Ansprüchen Einzelner und ganzer Classen gebieterisch Resignation auferlegt. Es ist in Preußen nicht eine kleine, sondern eine große und mächtige Partei, welche dadurch tödtlich gekränkt wird; Ansprüche, welche in fast zwanzig Jahren groß gezogen, Anschauungen, welche von oben sorgfältig gepflegt sind, weichen nicht einem Federstrich, und wenn er von der Hand eines Königs käme; es genügt auch nicht, zweihundert neue Mitglieder des Herrenhauses zu ernennen, um den aufbrennenden Haß und stillen Widerstand von Tausenden einflußreicher Männer zu brechen, das vermag nur durch die Ueberzeugung zu geschehen, daß auf dem Wege, der bis dahin beschritten wurde, ohne größte Gefahr für die Einzelnen und den Staat nicht weiter zu kommen sei. Und diese zwingende Ueberzeugung vermag, wie Menschenart ist, nur eine Achtung einflößende Haltung des preußischen Volkes zu geben.

Es fehlt in Preußen auch nicht an solchen Liberalen, welche jetzt schon finster in die Zukunft sehen und sich unheimlicher



zwungen ist, die Bürger herabzumüthigen, um den Staat zu heben.

Dieser Kampf um die Reorganisation des preussischen Staates, das heißt um seine Verwandlung in einen Verfassungsstaat, mag in unserem oder einem folgenden Geschlecht mit dem Siege unserer Partei enden; wie er jetzt schwebt, füllt er uns Herz und Gedanken, durch ihn sind wir Theilnehmer an den politischen Geschicken unseres Volkes, er ist uns Freude und Sorge und das große Interesse unserer Tage. Er ist es mehr oder weniger auch für die Deutschen, welche nicht in Preußen selbst sich daran zu betheiligen vermögen.

Und es ist sehr an der Zeit, daß, wer irgend zur liberalen Partei gehört, und wer auf Preußens Zukunft irgendwelche Hoffnung setzt, sich selbst klar mache, wie er zu diesem Kampfe stehe, und welches Verhalten ihm Pflicht sei.

Es sei deshalb erlaubt, zunächst an einige triviale Wahrheiten zu erinnern.

In Preußen gehört, gerade wie in Staaten mit altem Verfassungsleben, nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der urtheilsfähigen Menschen einer bestimmten politischen Partei an, der größere Theil beharrt in der Rolle eines theilnehmenden Zuschauers, der sich den Parteien gegenüber eine gewisse Unbefangenheit des Urtheils zu bewahren sucht und nur in Fällen der Noth oder bei zufälliger Veranlassung als thätiges Mitglied einer Partei hervortritt. Auch diese stillen Beobachter sind nicht parteilos, ihre Sympathien sind doch in der Hauptsache auf einer Seite, auch sie werden durch die Parteien beeinflusst, in Zeiten der Noth sind sie auf den Anschluß an die bestehenden angewiesen und treten unter das Kommando der vorhandenen Führer. Es ist deshalb nicht statthaft, einer Partei vorzuwerfen, daß sie in irgendeinem Augenblick ihrer politischen Thätigkeit nicht die absolute Mehrheit der Staatsangehörigen unter ihren Fahnen zähle; das ist nie und nirgend der Fall, außer in Katastrophen des Staats, und dann wird





Parteiusubordination nicht unterwerfen will, mag als Einzelner friedlich dahin leben, aber er muß auf jede nützliche Theilnahme an Politik verzichten. Es versteht sich von selbst, daß darum niemand Sklave der Partei wird; jedem steht der Austritt und Rückzug in das Privatleben frei, und keinem kann a priori das Recht genommen werden, eine neue Partei zu bilden.

Die politische Thätigkeit einer Partei, welche nicht im Besitz der Regierungsgewalt ist, äußert sich auf der Tribüne, durch die Presse, durch persönliche Einwirkung auf die einzelnen Wählerkreise. Die Abgeordneten sind es, welche durch das Vertrauen ihrer Wähler zu handelnden Politikern ernannt werden, sie sind die erwählten Führer der Partei, ihrem Gewissen ist die folgenschwere Beurtheilung der höchsten Staatsfragen anheimgegeben, durch ihre Thätigkeit in der Kammer leiten sie auch das Schicksal ihrer Partei; durch sie erst wird die Parteibildung vollendet, denn sie erst bringen ihre Partei zu gesetzlicher politischer Geltung.

Es ist deshalb selbstverständlich, daß die Möglichkeit, welche dem Einzelnen wird, eine persönliche Ueberzeugung zur Geltung zu bringen, in hohem Grade abhängig ist von der socialen Stellung, welche er innerhalb der Partei einnimmt, d. h. von dem Theil seiner Zeit, welchen er der Politik zu widmen im Stande ist. Der Wähler, der Journalist, der Abgeordnete stehen darin nicht gleich. Wer nur einzelne Stunden eines beschäftigten Lebens herzugeben vermag, bei dem wird die größte Selbstbeschränkung und die willigste Unterordnung unter die Führer nützlich sein; eine feste persönliche Ueberzeugung vermag er in der Regel nur in kleinem Kreise geltend zu machen. Tritt jemand aber mit einer großen Forderung gegen die Partei hervor und wirbt er selbstwillig für seine Ueberzeugung Anhänger, so legt sich auch die Pflicht auf seine Seele, das Neue, welches er selbst in die Partei hinein trägt, in ihr oder gegen sie zu politischer Geltung zu bringen.







Schwieriger noch ist die Lage der preußischen Liberalen außerhalb Preußens, sie sind weder Wähler noch Gewählte, sie haben nur indirecten Antheil an den Stimmungen, welche in Preußen selbst durch den Kampf um die Verfassung aufgeregt werden, leicht empfinden sie die innern Zerwürfnisse in dem Staat ihrer Hoffnung als nachtheilige Hemmnisse für äußere Erfolge. Dazu kommt, daß ihnen eine energische Einwirkung auf die Parteikämpfe fast nur durch gelegentliches Aussprechen ihrer Ueberzeugungen in der Presse möglich ist. Auf der andern Seite wird gerade ihnen in andern Territorien Deutschlands der Vortheil eines großen Staates bedeutender, und der Wunsch, durch Preußen diesen Vortheil für ganz Deutschland bereitet zu sehen, heftiger. Kein Wunder also, wenn ihnen die deutsche Aufgabe Preußens wichtiger erscheint als die Ausgleichung der innern Schwierigkeiten, für welche sie vielleicht das beste Abhilfsmittel in einer Vergrößerung des Staates erkennen.

Zuverlässig ist solche Anschauung auch für die liberalen Politiker in Preußen nicht ohne Werth, denn die größere Unbefangenheit, mit welcher die Aufgabe des Staates von solchen Anhängern, welche außerhalb leben, in den Vordergrund gestellt wird, kann das eine Mal der Muthlosigkeit, ein anderes Mal der Verbitterung wirksam entgegentreten. Aber diese Stellung außerhalb des Staates befängt auch das Urtheil, die Theilnahme wird zur Ungeduld, die Entfernung verhindert genaue Kenntniß der innern Zustände und Stimmungen. Gerade von warmen Anhängern Preußens, welche außerhalb des Staatsverbandes leben, ist die Ansicht vertreten worden, daß der Kampf für die innere Freiheit in Preußen seine Berechtigung verliere, sobald er den Versuchen des Ministeriums, das Gebiet des Staates zu vergrößern, in den Weg trete. Nicht selten hört man diese Auffassung so aussprechen, es sei besser, daß Preußen durch einige Jahre ein despotisches Regiment ertrage, wenn durch dasselbe der deutsche Bund in preußischem Interesse









wird in solchem Falle vielleicht seine Parteitreu auf die stärkste Probe gestellt sehen, aber wie der Einzelne zu handeln hat, darf ihm doch schließlich nicht zweifelhaft sein. Die Entscheidung über die Parteipolitik in solchen Fragen steht bei den Politikern, welche durch das Vertrauen des Volkes zu Vertretern gemacht sind, dem Rathenden ist eine annehmende Thätigkeit nur innerhalb der Partei möglich; der Abgeordnete achtet sehr gern auf die Worte, den Brief, die Denkschrift eines geachteten Parteimitgliedes, nicht leicht auf das Drängen eines Fremden; Unterschriften für wirksame Adressen kann nur sammeln, wer in seinem Kreise selbst das Vertrauen genießt, ein wohlgeneigter Parteigenosse zu sein, und in der Presse wird nur der die Partei überzeugen und bestimmen, der achtungsvoll als ein zuverlässiger Freund spricht. Wer sich in einer einzelnen Frage, und erschiene sie ihm noch so wichtig, von seiner Partei löst, der ist zu alten Genossen in schiefe Stellung gekommen, und er ist politischen Gegnern nahe getreten, von denen ihn wahrscheinlich immer noch eine große Verschiedenheit der Ansichten trennt. Er wird sich also doch zuletzt entweder bescheiden müssen, den Dingen ihren Lauf zu lassen, oder er wird, wenn er eine Lösung in seinem Sinn durchsetzen will, im Verein mit früheren Gegnern arbeiten müssen, und in diesem Fall wird ihm die bittere Ueberzeugung nicht erspart werden, daß es in der Politik kaum eine einzelne Frage gibt, bei deren Behandlung Liberale und Reactionäre Hand in Hand gehen können; und er wird, wenn er ein fester Mann ist, sehr bald Widerwillen und Widerspruch gegen die Mittel empfinden, durch welche seine Gegner ein auch ihm erwünschtes Ziel zu erreichen suchen.

Es ist deshalb ein guter Rath, daß ein liberaler Mann vor allem fest zu seiner Partei stehe. Es ist auch den liberalen Parteien, wo sie bestanden haben, nicht immer erreichbar gewesen, das möglichst Beste zu thun, auch ihnen sind schwere Fehler und Irrgriffe in keinem Lande erspart geblieben.



## Die Schwüle der Erwartung.

(Grenzboten 1866, Nr. 25.)

Holstein durch die Preußen besetzt, die Oestreicher artig über die Grenze befördert, Preußen dafür beim Bunde wegen Friedensbruch verklagt, der österreichische Gesandte aus Berlin abgerufen; das ist noch nicht der Krieg, aber es sind die letzten Schritte, welche ihn unvermeidlich machen.

Ob der nächste Tag die Nachricht von Eröffnung der Feindseligkeiten bringt, ob noch Wochen darüber vergehen, das ist jetzt ungeduldige Frage Aller, denn auch diese Tage der Unsicherheit und aufgeregten Erwartung lähmen die Spannkraft, die Wetterschwüle liegt auf Handel und Verkehr, die Schreckbilder eines Kampfes zwischen Nachbarn und Stammgenossen ängstigen, gepreßte Herzen, gefurchte Stirnen überall.

Und doch. Vielen der sorgenvollen Menschen macht diese Zeit großer politischer Entscheidungen zugleich etwas Neues lebendig, Viele von uns haben Stunden, wo ihnen das eigene Treiben und die Anforderungen des Privatlebens klein erscheinen, sie wundern sich vielleicht bei ihrer Tagesarbeit, daß sie unmittelbar vor einem ungeheuern Schicksal, das sie selbst ergreifen mag, ihre Wirthschaft überwachen, oder in ihrer Gemeinde über das Amt eines neuen Promenadenwächters berathen, oder eine schöne Abhandlung über das griechische Medium oder über gewisse Umrisse schreiben, welche 600 Jahre vor Christus ein griechischer Töpfer auf eine erhaltene Scherbe gezeichnet hat. Das eigene Leben ist kleiner geworden und das Gemeingefühl größer. Wir thun unsere Pflicht ernsthaft wie im halben Traum, die Sammlung wird nicht immer leicht, und jedes Zeitungsblatt, das in unser Zimmer fliegt, regt einen Wirbelwind von heftiger Empfindung, banger Sorge und dazwischen von stolzen Gedanken auf. Wir werden Andere durch diese Zeit, in Aller Seelen schlägt sie die Erkenntniß, daß die letzten



seiner Zeitung am liebsten? doch wohl Nachrichten von dem Heere, bei welchem sein Herz ist?

Unter den Preußen ist das freilich am meisten der Fall, denn das Heer, welches dort zum Kriege gerüstet ward, ist fast das gerade Gegentheil des preußischen Friedensheeres, es ist die am meisten demokratische Bildung im ganzen deutschen Reich, eine militärische Organisation des Volkes; — gleichviel ob neue, ob alte Heeresverfassung, — es ist immer die gesamte waffentüchtige Jugend im Felde. In der Schenke eines oberschlesischen Dorfes, wo die Mannschaft einer Compagnie oder Batterie um die Holztische gedrängt sitzt, essen vielleicht alle Stände und Berufsclassen des bürgerlichen Lebens aus derselben Schüssel. Der Gefreite ist ein großer Kaufmann, der Unteroffizier sein Markthelfer, der adelige Gutsherr Gemeiner, sein Wirthschaftsbeamter der Lieutenant, der Gerichtsrath und ein unstäter Gentleman, welcher im Frieden Vorliebe für aufgesprungene Rocknähte hat, sind Nebenmänner in demselben Gliede, vor einigen Wochen hat der eine den andern in einem Protokoll bearbeitet, in einigen Wochen trägt der andere den einen mitleidig vor die Füße des Feldarztes.

Auch das ist oft geschildert, gerühmt und als unpraktisch begutachtet. Jedermann in Preußen empfindet deutlich genug die unermesslichen Vorzüge und die unvermeidlichen Uebelstände, welche ein so tüchtiges und gebildetes Heer in blutiger Arbeit bereitet, wo die Kugel und der Ballasch eines Taugenichts ebenso gut tötet, als die Waffe eines geistvollen Künstlers, eines großen Grundbesizers oder unternehmenden Industriellen. Aber um dieses Heer, wie es ist, um die hochsinnige, tapfere, noch unerprobte Jugend des Staates, die Blüthe unserer Volkskraft, um unsere Hoffnung für den Krieg der Gegenwart und den künftigen Frieden, um die Jünglinge und Männer im Felde schweben wieder liebende Sorge und heißer Wunsch von zwanzig Millionen Deutschen.

Unterdeß meldet fast allstündlich der Draht neue aufregende









gewicht hat sich nicht nur der äußere Wohlstand vergrößert, auch die Freude am Schönen und die Wissenschaft haben hier eine gute Stätte, und das System von Häusern, Gärten und schönen alten Bäumen, von schaffenden und genießenden Menschen galt in der ganzen Welt für einen neutralen Grund und einen rühmlichen Ort, mit ihm zu handeln und darin zu hausen. Es ist eine friedliche Stadt von stillem Frohsinn, freundlich für Fremde und aller Welt angenehm. Sie ist nicht Hauptstadt ihres Königreichs, aber es kann wohl sein, daß der Chinese oder gebildete Sandwich-Inulaner mehr von ihr weiß, als von dem Staate, zu welchem sie gehört. Auch die Bürger wissen sehr wohl, daß sie Deutsche sind, und haben immer ehrbar an dem Vaterland gehalten.

Nur ein Schatten schwebt über der Stadt wie ein boshaftes Angebinde, welches eine böse Fee in ihre Wiege gelegt hat. Wie friedlich und lachend sie im Lande liegt, sie gilt den Gewaltigen des Krieges für einen angenehmen Ort, um ihre greulichen Zwiste dabei auszukämpfen. Jeder deutsche Krieg faßt sie mit eiserner Hand. Im dreißigjährigen zwei große Schlachten und fünf Belagerungen, im siebenjährigen harte Behandlung und unerschwingliche Kriegssteuern, im Freiheitskriege vollends die größte Völkerschlacht der neuen Zeit. Noch ragen überall die Erinnerungen an die Größe und das Entsetzen jener Tage. Kein wahrheitsliebender Mann wird die Behauptung wagen, daß den Bürgern unserer Stadt an diesem Ruhme irgend etwas gelegen ist, selbst wenn er den Namen der Stadt für alle Zeit unvergänglich machte. Man hätte zu keiner Zeit etwas dagegen gehabt, wenn die finstern Dämonen des Krieges andere Tummelplätze für zweckmäßiger erklären wollten.

Da kam, es sind jetzt einige Wochen her, allmählich die Sorge von einem gewaltsamen Ende der politischen Verwickelung in die Herzen der Einwohner. Handel und Verkehr stockten, das Geld war bereits theuer, es wurde alltäglich







Gegenwart so geringfügig, daß eine Unterbrechung ganz unverhältnißmäßig weniger Erstaunliches hatte. Der Städter laß nur eine Zeitung, die in den meisten Theilen Deutschlands drei bis vier Mal in der Woche erschien, nur einmal im Tage erhielt er seine Briefe, kaum den zehnten Theil der Correspondenz, die ihn jetzt beschäftigt. Alle Kunde von der Außenwelt schritt nicht schneller zu ihm heran, als Postpferde auf schlechten Wegen laufen, oder als ein Landbote schreitet. Jetzt sind der Draht, der Schienenweg, die Presse aus ganz Deutschland nicht nur Gewohnheiten seines Lebens geworden, die er nicht zu entbehren weiß, seine gesammte Thätigkeit, ein wesentlicher Theil der geistlichen Nahrung, welche er aufnimmt, alle Fäden, welche ihn über Haus und Gemeinde an die gebildete Welt knüpfen, laufen in diesen neuen Culturerfindungen. Er ist nicht nur durch den stoßenden Verkehr und die Verluste einer erwerblosen Zeit ärmer geworden, er fühlt auch eine ähnliche Unsicherheit, wie der Wanderer, der auf Moorgrund steht, er sieht sich zurückversetzt in Zustände, an die er kaum noch aus seiner Jugendzeit eine Erinnerung bewahrt, und er fragt sich zornig: darf, was Bildung und Thätigkeit der Menschen in dreißig Jahren geschaffen, jetzt im Nu dahinschwinden?

Aber das ist das Uergste noch nicht. Seine Stadt ist plötzlich eine Grenzstadt geworden, von feindlichem Lande umgeben. Die Gebiete benachbarter Landesherren, welche durch einander fast vor den Thoren liegen, so in einander geklammert, daß nur die Umwohner die Grenzmarken kennen, sie sind ihm feindliches Gebiet geworden, und feindlich eines dem andern. Von Fürsten desselben Blutes und Hauses hält der eine zur rechten, der andere zur linken Partei. Einwohner derselben Landschaft, Stammgenossen und Verwandte sind plötzlich Feinde, deren Truppen in den nächsten Wochen gegen einander im Felde stehen können. Das ist kein Krieg mit einer auswärtigen Macht, es ist in Wahrheit ein Kampf zwischen Verwandten, zwischen Nachbarn und Vertragsgenossen, die bereits so eng



befriedigte ihn, wenn er an die Spaltung zwischen Süden und Norden, zwischen Preußen und Sachsen dachte. Seit Errichtung des Zollvereins war auch für den Erwerbenden einheitliches Gebiet, was der Wissenschaft und Kunst immer eines gewesen war. Alle idealer Interessen und alle realen versicherten ihn, so meinte er, eines eisenfesten Zusammenschlusses mit den andern Ländern unter deutschen Regenten. Wenn er über die Unbehilflichkeit und innere Hohlheit des deutschen Bundes spottete, so that er es in dem sicheren Gefühl, daß der Bund auch ohnmächtig sei, die geistige und materielle Einheit der Deutschen zu stören, und daß seine abgelebte Form über kurz oder lang einem vernünftigeren Zusammenschluß der deutschen Stämme ohne große Kämpfe weichen werde.

Jetzt sieht derselbe Mann mit Schrecken, daß ein großer Fehler in seiner Rechnung war. Die Festigkeit seiner deutschen Einheit war nur ein Phantasiebild, in Wirklichkeit fehlte ihr alle reale Grundlage der Dauer und Kraft. Deutschland war ein Diplomatenbund, abhängig von den Interessen der Regierungen und Dynastien, ohne Theilnahme des Volkes geschlossen und erhalten, ohne Mitwirkung der Völker zerissen; ein Bund, unwahr seit seinem Beginn, kraftlos während seines Bestehens, ruchlos in seinem Untergang.

Und derselbe Bürger fühlt noch Anderes mit tiefer Scham, rechtlos und schutzlos waren die höchsten Interessen der Nation, die Lebenskraft seiner Stadt sein eigenes Wohl und Wehe preisgegeben dem zufälligen Urtheil Weniger, die aus abgeschlossenen Kreisen mit vorgefaßten Meinungen über das Schicksal der deutschen Völker verfügten. Er selbst hat in seinem kleinen Staat einmal versucht, durch demüthige und loyale Bitte auf den Gang der Ereignisse einzuwirken; er ist ungnädig beschieden worden; die Anstrengung seiner Stadt, die Landesregierung an die Lebensinteressen der Bevölkerung zu mahnen, war fruchtlos wie ein Strohseil, welches ein fallendes Haus vor dem Sturze zu beharren soll, sein eigenes Deutsch-





groß hat er sich im Festschmuck seiner Stadt als Deutscher gefühlt, er war es nur so lange, als es einigen lächelnden Diplomaten gefiel, oder bis der Zwang des Krieges, der die Wetter über seinem Haupte sammelt, über ihn, sein Leben und seinen Namen entscheidet.

Hat der Bürger in Wahrheit das Herz eines Mannes, so muß ihm diese elende politische Lage, in der er bis jetzt dahingelebt hat, durch die letzten Wochen unerträglich geworden sein; ist er nicht ganz stumpf an Urtheil, so muß in ihm während dieser Tage der Gefahr und Noth die feste Ueberzeugung aufglühen, daß das so mit ihm nicht bleiben darf; daß er trotz aller Privattugenden ein schlechter Bürger seiner Stadt und seines Landes ist, wenn er nicht jeden Muskel seiner Kraft anspannt, festere Grundlagen seines Lebens zu finden, eine bessere Bürgerschaft für sein Deutschthum, die ihm und seinen Kindern Gewähr gibt, daß dergleichen, was er jetzt erlebte, fortan unmöglich werde.

Dafür aber gibt es nur einen Weg, einen sichern und gefahrlosen. Was Veranlassung dieses Krieges geworden ist, das vermag auch dem Opfer des Krieges und seiner Heimat Rettung zu bringen. Der Krieg ist entbrannt nicht wegen altem Zwist zweier Großmächte um speergewonnenes Land, sondern in Wahrheit, weil die eine den Muth hatte, eine neue Vereinigung der Deutschen in festerem Bunde zu fordern. Es ist jetzt thöricht, an den letzten Beweggründen zu mäkeln, welche die Forderung eines freien und einheitlich verbundenen Deutschlands veranlaßt haben. Die Forderung an sich ist gut, höchst berechtigt und nothwendig für unser Leben und Glück, für unsere Ehre und unsern Stolz; sie ist für das Gedeihen unserer Stadt und des Einzelnen fortan die einzige Hilfe und Rettung. Der Staat, welcher diese Forderung erhoben, hat sie zur eigenen Lebensfrage gemacht, seine ganze waffenfähige Mannschaft steht dafür im Felde. Es ist gewaltiger Ernst geworden, und an jeden tritt die Forderung heran, sich zu ent-



## Die Stimmung in Preußen.

(Grenzboten 1866, Nr. 26.)

Schnell lebt der Mensch in großer Zeit. Was gestern noch unmöglich schien, wird heute Thatsache, und Manches, was gestern ein Unrecht gewesen ist, wird heut zur Pflicht.

Der Krieg in Deutschland ist ausgebrochen. Jetzt ist jede Frage unnütz, ob er nöthig war, ob er so entstehen mußte, die Existenz des Staates, die letzten Grundlagen jedes nationalen Gedeihens sind der Entscheidung des blutigen Kampfes preisgegeben; die erste Aufgabe ist jetzt, nicht mehr im Innern des Staates zu bessern, sondern zur Rettung aus der drohenden Gefahr nach Kräften zu helfen.

In Berlin ist ein Comité zusammengetreten, in welchem Wagner, Mommsen, Twesten, Virchow einmützig neben einander Unterstützung für Krieger im Felde suchen. Das ist erst der Anfang, wir sind überzeugt, Anderes wird schnell nachfolgen. Die Gegner haben sich getäuscht, welche aus dem erbitterten Oppositionskampf in Preußen auf einen Verfall des Staates schlossen, auch die guten Freunde im Ausland, welche der preußischen Opposition Mangel an Vaterlandsliebe Schuld gaben. Diese Opposition hat bis zum letzten Augenblick, wo Friedensworte wirken konnten, ihre Pflicht gethan, sie wird jetzt im Kriege ebenso voll thun, was dem Preußen ziemt.

Es ist selbstverständlich, daß die Umwandlung in der Parteitaktik, welche durch die gewandelte Lage geboten ist, nicht jedermann gleich schnell in das Gemüth geht; wer in Preußen Jahre lang erbitterte Opposition gegen das System gemacht hat, der braucht vielleicht Zeit, sich von seinem Erstaunen zu erholen, daß er jetzt plötzlich jeden Erfolg der Politik des Ministerpräsidenten als einen Vortheil für den Staat und jeden Verlust des Heeres als sein eigenes Unglück empfindet. Aber ob sich schneller, ob sich langsamer in ihm vollziehe, was durch den Krieg ihm zur Pflicht wird, mit Sicherheit ist voraus-



die patriotische Aufgabe eine andere ward, sondern weil dadurch in Wahrheit für Preußen Zustände herbeigeführt sind, welche unaufhaltsam einen Sieg des Liberalismus herbeiführen müssen.

Keine Regierung und seien ihre Vorurtheile noch so groß, vermag solchen Krieg zu führen, ohne ernsthaft um Frieden mit ihrer Landesvertretung zu werben. Es ist möglich, daß diese Erkenntniß erst nach und nach kommt und daß es noch einige innere Stöße gibt, bevor die alte Erbitterung von beiden Seiten ruhiger Erwägung Raum macht. Aber für die Regierung wie für die Opposition ist der Zwang übermächtig geworden, und wenig vermag persönlicher Groll noch aufzuhalten. Man erwäge die Sachlage so unbefangen, als die wogende Empfindung dieser Tage gestattet. Die Heeres Einrichtung macht jetzt ihre Kriegssprobe, das Gute daran wird dauern, die Uebelstände werden im Felde mit Schaden gefühlt werden, der Friede wird dem zerrauten Heere, dem erschöpften Lande mit Nothwendigkeit die Abänderungen bringen, welche nach der Sachlage unvermeidlich werden. Welches diese Sachlage sein wird, kann jetzt niemand sagen. Die Heeresfrage ist also hinfällig geworden.

Die Regierung wird jetzt sehr viel Geld brauchen, das Bewilligungsrecht der Kammer hat plötzlich eine Bedeutung gewonnen, welche die Regierung zu lange verkannt hat, der Staat wird in jedem Falle mit einer Schuldenlast aus dem Kriege treten, die Finanzlage auf Jahre eine schwierige werden, es ist klar, daß die Regierung für die ungeheuern Summen, welche sie jetzt bedarf und die sie später zu amortisiren hat, die Volksvertretung gar nicht entbehren kann. Keine Finanzmittel, kein Verpfänden und Verkaufen kann hinreichen, die Geldbedürfnisse zu decken, nur der gute Wille des Volkes vermag hier zu helfen.

Und der innere Druck des Systems, er wird vielleicht noch einige Wochen fortgesetzt werden, die alten schlechten Werkzeuge werden ihre Arbeit nicht sofort aufgeben, aber der furchtbare



Volkstvertreter ebenso aufrichtig entgegenzukommen; Budgetrecht, Declaration der streitigen Verfassungsparagraphen, Aufhebung der kleinlichen Plackereien gegen Presse, Gemeinden und liberale Beamte werden ihr die aufrichtige Mitwirkung einer Mehrheit des Abgeordnetenhauses sichern.

Ein Erfolg der Waffen aber wird zur Versöhnung das Beste thun.

Unterdeß hat der Krieg begonnen, der schnellen Besetzung von Hannover, Kurhessen und Sachsen ist der Einmarsch der Oestreicher in Schlesien gefolgt; von dort erwarten Millionen mit Herzpochen die Nachricht von dem ersten Zusammenstoß größerer Heeresmassen. Wer die Stimmung in Preußen und Norddeutschland mit der des aufgeregten Südens vergleicht, der wird die ruhige Fassung und feste Haltung der Preußen und Norddeutschen für keinen geringen Erwerb der letzten achtzehn Jahre halten. In Preußen, selbst in dem zumeist bedrohten Schlesien, ist über der bangen Erwartung ein dauerhafter Muth. Man wird sich im Kriegsglück nicht überheben und nach einem Verlust nicht die Fassung verlieren. Die ersten Operationen haben Vertrauen zu den militärischen Maßregeln der Regierung gegeben, über der Ausführung waltet nächst den Feldherren und den Heeren eine höhere Macht.

---

## Die Siege der Preußen in Böhmen.

(Grenzboten 1866, Nr. 28.)

Die militärischen Ereignisse der letzten Woche, vom Einmarsch der preussischen Armee in Böhmen bis zu der Schlacht bei Königgrätz, werden in der Kriegsgeschichte als eine ungewöhnliche militärische Leistung gerühmt werden, noch lange nachdem der Herzschlag all der Millionen Lebender aufgehört hat, welche jetzt mit fieberhafter Spannung auf Nachrichten





Sicherheit des Commandos dem preussischen Heer eine sichere Ueberlegenheit gebe. Unter diesen schwierigen Verhältnissen wagte Benedek die Schlacht bei Königgrätz. Noch vermag man, während dies geschrieben wird, die Ergebnisse derselben nicht zu übersehen, es ist kein Zweifel, daß sie die österreichische Armee für die nächste Zeit unfähig macht, dem preussischen Heer im Feld Widerstand zu leisten.

Eine Woche voll von Gefechten und glorreichen Siegen hat die Preußen zu einem Erfolge geführt, der den Krieg wahrscheinlich noch nicht beendet, aber die Machtstellung Preußens in Deutschland und Europa völlig ändert. Seit fünfzig Jahren war es eine militärische Ueberlieferung, daß die Preußen ein kriegerisches Volk seien, und den Sachverständigen des Auslandes waren die Vorzüge preussischer Heereskraft nicht unbekannt, aber die volle Ueberlegenheit derselben über einen kriegstüchtigen Feind hat doch erst diese große und furchtbare Kampfwoche bewährt.

Ueberall hört man, auch von den Preußen selbst, rühmen, daß diese Ueberlegenheit vorzugsweise in ihren ausgezeichneten Waffen beruhe. Ohne Zweifel hat das vielfach genannte Zündnadelgewehr und das preussische Hinterladungsgeschütz großen Antheil an den glänzenden Erfolgen. Aber man muß nicht vergessen, daß diese Waffe zu voller Wirkung auch die Tactik und die Intelligenz der preussischen Bataillone bedarf. Sie verlangt ruhiges Commando und eine Disciplin und Hingabe der Mannschaft an ihre Officiere, welche zum Theil durch die allgemeine Wehrpflicht der Armee, zum Theil durch die ausgezeichnete Technik des Exercitiums und der tactischen Bewegungen möglich gemacht wird. Diese wackere Zucht des Heeres, die Tüchtigkeit seiner Regimentsofficiere sind der größere Vorzug des preussischen Heeres. Der größte vielleicht die Tüchtigkeit des Commandos und des Generalstabs. Auch die Gegner können dem Plan, nach welchem der Krieg begonnen und bis jetzt geführt wurde, das Prädicat der Größe nicht versagen.



in der Heimat die gewaltigen Tage durchleben, sie alle lassen auf den blutgetränkten Schlachtfeldern viel von ihren Vorurtheilen zurück.

Was uns die Zukunft bereitet, steht in höherer Hand; wir aber wollen unser Herz maßvoll und fest halten, bei dem Siege, dessen wir uns jetzt freuen, und bei der Arbeit, welche uns noch bevorsteht.

---

## Die Abtretung Venetiens an Kaiser Napoleon.

(Grenzboten 1866, Nr. 29.)

Wenn man dem alten Shylock zugemuthet hätte, seinem grimmigen Haß gegen Antonio dadurch Genüge zu thun, daß er sich selbst aus seinem Leibe ein Pfund Fleisch ablöse und dasselbe einem Dritten schenke, er würde solchen Vorschlag als ein höchst unsinniges Geschäft verworfen haben. Was dem Juden von Venedig nicht möglich gewesen wäre, hat die österreichische Regierung mit besonderer Behendigkeit zuwege gebracht. Sie hat gethan, was in der Geschichte bis jetzt, soweit uns Kunde von Kämpfen um Land und Leute überliefert ist, noch nie gehört war: eine große Provinz, um die sie vor wenig Wochen ungeheure Rüstungen machte und Krieg für Sein und Nichtsein begann, ist von ihr weggeschenkt, „ohne Bedingungen“, nicht einer der beiden Mächte, mit denen sie im Kampfe war, sondern einer dritten, neutralen Macht. Die Gemüthsstimmung, in welcher dies geschah, hat große Ähnlichkeit mit der eines Knaben, der den Apfel, um den er sich mit zweien raufte, einem dritten gibt, damit seinen Gegnern die Freude verdorben werde und der dritte zu Hilfe komme.

Doch es war Sache der österreichischen Regierung zu ermessen, was ihrem Stolz möglich ist, und es ist Sache der Oesterreicher, Ungarn und Slaven, wie sie diese Art von Demüthigung ertragen.



Frankreichs überliefert. Wir kennen eine und die andere Regierung Süddeutschlands, welcher diese demüthigende Behandlung, die sie zu einem stummen Vasallen des Kaiserstaats erniedrigt, ganz recht ist, denn es fehlt uns nicht an Dynastien, welche sich lieber unter dem Purpurmantel Napoleons bergen, als einen Bundesstaat mit Preußen ertragen. Aber weiß man in der Burg, daß solche Verkehrtheit des Urtheils an allen Höfen übermächtig ist? War man so überzeugt, daß in keinem der Herrscherhäuser noch ein Funke von deutschem Fürstenstolze aufglühen könne, der die Kläglichkeit dieses Vasallenthums fühlbar macht?

Doch gesetzt, man sei der Dynastien sicher, meint man denn auch die öffentliche Meinung in Deutschland mit dem Schritte versöhnen zu können? Wir haben in dieser Stunde keine Ursache, mit dem politischen Urtheil der Süddeutschen zufrieden zu sein, ein ungerechtfertigter Preußenhaß befängt dort auch viele Verständige; aber es hieße allzu niedrig denken von dem Ehrgefühl unserer deutschen Landsleute, wenn man glauben wollte, daß sie ein solches Hereinrufen Frankreichs in die deutschen Händel ohne tiefes und bitteres Wehgefühl ertragen. Was die preußischen Siege nicht vermochten, das hat jetzt Oestreich selbst gethan, es hat ihnen die Augen geöffnet über den Schutz, den sie von dem Kaiserstaat für ihre Nationalität zu hoffen haben, und über den Werth einer Bundesgenossenschaft, der sie sich so vertrauend hingaben. Es ist eine jämmerliche Lage, in welche die östreichische Klugheit unsere vertrauenden Landsleute im Süden gebracht hat; schon verfügt eine französische Zeitung, welche dafür gilt, stille Gedanken des Kaisers Napoleon auszuplaudern, über Oberbaiern, einen Theil Schwabens und das badische Oberland als Entschädigungsgebiet für das kaiserliche Oestreich. Wer kann zweifeln, daß die Regierung, welche einen Theil ihres Reiches verschenkt hat, mit derselben Leichtigkeit Landgebiet früherer Bundesgenossen annehmen werde, die ihm schon jetzt für treulos gelten, weil



Preußen zusammenstießen, hat auf das Geschick des Kaiserstaats keinen nennenswerthen Einfluß gehabt. Für Deutschland aber ist es ein großes Glück, es hat zwischen Verwandten Blut erspart und erleichtert eine Versöhnung.

Die neue Wendung der österreichischen Politik hat auch eine Wendung in Deutschland vorbereitet, den Süddeutschen ist die Möglichkeit genommen, noch länger von Oestreichs deutschem Beruf zu sprechen. Es ist dadurch aber unläugbar für Preußen wie für Deutschland eine neue Gefahr entstanden. Die Stellung des Kaisers Napoleon zu den preussischen Forderungen ist in der Hauptsache verständlich, wenn auch unbekannt ist, wie viel er zugestehen, wie viel verweigern möchte. Die Grenzen aber, innerhalb deren sich seine Vorschläge bewegen können, sind deutlich. Ihm ist ein Vortheil Frankreichs, daß der Dualismus in Deutschland erhalten bleibe; und er verkennt nicht, daß der Planet Preußen zur Zeit im Aufsteigen, Oestreich in cadente domo ist; er fühlt sich nach der Schenkung verbunden, die Interessen Oestreichs wahrzunehmen, und er begreift, daß dem neuen Selbstgefühl Preußens, seinem Heere und Volk beträchtliche Zugeständnisse gemacht werden müssen, wenn er nicht in Preußen sich und seinem Sohne einen erbitterten und nicht ungefährlichen Feind großziehen will. Innerhalb dieser Grenzen werden sich die Bedingungen halten, welche er als Gewährsmann Oestreichs vorzuschlagen oder zu bewilligen geneigt sein wird. Also etwa die Elbherzogthümer, einige andere Gebietsvergrößerungen und einen norddeutschen Bund.

Unterdeß ist ihm bei der Anbietung und hastigen Annahme der Schenkung Venetiens begegnet, was ihm schon in früherem Falle Verlegenheiten bereitet hat. Der fluge Fürst ist bei aller Bedächtigkeit doch da, wo es die Verwirklichung geheim gesponnener Lieblingswünsche gilt, in Gefahr, sich allzu eifrig einzusetzen. Seine Umsicht beweist er aber in bewunderungswürdiger Weise, wie er solchen Speculationsfehler einer abenteuerlichen Natur wieder gut zu machen weiß. Diesmal





Sachlage ganz auf den eigenen Muth und die heimischen Hilfsquellen angewiesen ist.

Preußen hat einen Kampf auf Leben und Tod begonnen, um die ungeheuerlichen und abgelebten Zustände des alten Bundes zu beseitigen und den deutschen Staaten einen innigern Zusammenhang, dem deutschen Volke Theilnahme an der Gesetzgebung des neuen Bundes zu verschaffen. Wie hat das deutsche Volk dieses große Ziel gefördert? Der ganze Süden brennt in Preußenhaß, erst die Schlacht bei Königgrätz hat zur Vorsicht in den knabenhaften Aeußerungen dieses Hasses gezwungen. Der deutsche Norden ist gedrückt, unsicher, in seinen Stimmungen getheilt, ohne jede andere Energie, als die menschenfreundliche gegen die Verwundeten; es sieht aus, als ob alle Wärme des Gemüths im Volke sich in diese echt deutsche Empfindung der Einzelnen für Einzelne verdichtet hätte. Sachsen, Hannoveraner, sogar Hessen lassen sich leidend die preußische Besetzung ihres Gebietes gefallen, es sind überall nur Wenige, welche die Möglichkeit einer neuen bessern Zukunft mit Freude begrüßen. Solange die Nachbarn ihre heimischen Fürstenhäuser hatten, empfanden sie unzufrieden Schwäche, Eigenwilligkeit oder verkehrte Maßregeln ihrer Regierungen, jetzt fühlen sie als eine Kränkung, die ihnen selbst zugefügt ist, daß ihre Regierungen durch dieselbe verhängnißvolle Politik, die sie gegen den Willen des Volkes gewählt, zerschlagen worden sind. Auch die Einsichtsvollen, welche eine Rückkehr der alten Zustände für keine Verbesserung erachten, halten sich schweigend zurück. Vom Süden ist in politischer Beziehung jetzt noch gar nichts zu hoffen. Dort war es wenigstens in Baiern und Baden vorzugsweise die Stimmung des Volkes, welche die Regierungen zum Bündniß mit Oestreich gebracht hat. Wir kennen wohl die Gründe dieser verhängnißvollen Verblendung der öffentlichen Meinung. Vieles Gute und vieles Schwache in dem deutschen Wesen hat solche Verirrung des politischen Urtheils veranlaßt. Die Sache liegt aber jetzt so,



ihr dagegen gethan? Ihr habt wie Kinder mißmuthig bet Seite gestanden, oder die Hände geballt und zornig das Gesicht verzogen, weil euch zufällig die Partei nicht recht war, welche euch und euren Nachkommen, der Gegenwart und Zukunft der Nation, das Höchste entgegentrug, was ihr in euren Träumen zu hoffen wagtet und was ihr unentbehrlich für euren Stolz und euer Glück nanntet. Ihr habt entweder gegen uns zu den Waffen gerufen, oder ihr habt in der großen Mehrzahl thatlos zugeesehen, wie eure Fürsten gegen uns rüsteten; wir haben unser Blut in Strömen vergossen für das gemeinsame Wohl, und ihr gebt uns jetzt zu verstehen, sehr deutlich durch eure kalte Unthätigkeit, durch Volksgeschrei, durch die Rüstungen eurer Landesherren, daß ihr das Band, welches euch mit uns vereinigen soll, nicht begehrt. Ihr selbst habt euch das Recht genommen, Theilnehmer an dem deutschen Staat zu sein, den wir gründen. Wir werden darum alles Landgebiet, das wir gegen das Ausland zu behaupten im Stande sind, an unsern Staat ziehen und euch Andern eurem Schicksal überlassen, d. h. dem Bündniß mit Oestreich. So wollen wir unsern Bundesstaat mit den Treuen, die zu uns gehalten, einrichten und ruhig abwarten, bis die Noth, das bittere Gefühl der eigenen Ohnmacht und der Unmöglichkeit, ohne uns als Deutsche zu bestehen, euch zu uns treibt.

So könnten die Preußen mit Recht sagen und jeden Tag mit dem Kaiser Napoleon einen Frieden schließen, der ihren Landbesitz vergrößert und die größere Hälfte deutschen Gebietes ihnen verbündet. Was aber werden sie in Wahrheit thun? Oestreich hat ihnen in der gehässigsten Weise erklärt, daß es seine Oberherrschaft über die deutschen Stämme nicht ohne neuen Kampf aufzugeben gewillt sei. Die Preußen ziehen unaufhaltsam in Mähren vorwärts und fordern diesen Kampf. Wird ihnen hierbei die Gunst des Geschickes, dann sind sie mit Oestreich fertig und führen ihr Heer nach dem Westen. Dann wird sich entscheiden, ob die Rheinbundfürsten und Völker



## Friedliche Herbstbetrachtungen im Bundesstaat.

(Grenzboten 1866, Nr. 40.)

Der Kriegssturm, welcher in diesem Sommer über unsere Länder fuhr und die Gipfel stolzer Bäume brach, hat geendet in einem warmen Wehen, welches die Blüthen von tausend Festgewinden bewegt. Die lebenden Krieger sind fast alle zur Heimat gekehrt, auch die große Woche der Einzüge ist vorüber. In den meisten Landschaften des neuen Bundes und in den acht alten Provinzen des preussischen Staates war seit vierzehn Tagen die letzte große Geschäftigkeit des Krieges eine freudige Arbeit nach schwerer Sorgenzeit. Unzählbar sind die Kränze und Sträuße, welche geflochten worden, sehr schön die Anreden, welche die lieben Väter der Stadt an die bekränzten Helmträger richteten, nicht klein waren die runden Tonnen und essenswürdigen Schüsseln, welche in geschmückten Festsälen aufgestellt wurden. Und wenn es ein physikalisches Kunstmittel gäbe, die hallenden Hochrufe der Millionen zu einem einzigen Ton zu vereinigen, es wäre ein Donnerklang geworden, der von der Nema bis zu den Pyrenäen die Luft erschüttert hätte. Unterdeß mußten die Zeitungen solchen Klang ersetzen. Sehr verschieden waren freilich die Aeußerungen derselben Freude. Im stillen Kirchdorf that's eine Guirlande, die über die Straße gespannt war, ein Choral, zu welchem die einzige Posaune des Dorfes den Grundton zu finden strebte, auch die Jungfrauen hatten sich weißer Gewänder enthalten, aber die Grüße, Umarmungen und die Freudenthränen der Eltern waren gerade so warm, wie wo anders. Stattlicher vorbereitet erwiesen sich die Triumphe in der ansehnlichen Mittelstadt, hier war die Begrüßung am meisten einem schönen Volksfest ähnlich. Denn die ganze Bevölkerung der Umgegend war zu Wagen, Roß und Fuß in der Stadt zusammengeströmt, in kleinen Bundesländern fast das ganze Volk in seiner Residenzstadt ver-



mußt sein begnügen, daß er völlig seine Pflicht gethan hat. Ist dabei Entbehrung, so wird sie dem preußischen Soldaten, der nach kurzer Zeit zu seinem bürgerlichen Beruf zurückkehrt, leichter als dem Offizier, dessen ganzer Lebenserfolg von der Schätzung seiner Vorgesetzten abhängt.

— [Man hat in Preußen viel Kunst auf die Decorationen gewandt, hat viele Orden und so viele Unterschiede erdacht, daß nur sehr wenige Menschen im Lande noch wissen, was jede Nuance bedeutet und welcher Art von Verdienst sie gebührt. Es ist erfreulich, daß das Erinnerungszeichen an diesen Feldzug schlicht sein soll, wie vor fünfzig Jahren, aus feindlichem Kanonenmetall gegossen. Aus dem übrigen Kanonengut aber sollen die Glocken des Berliner Doms gegossen werden. Diese bronzene Denkmünze wird jeder Krieger dieses Jahres, wer es auch sei, sein Lebtag mit Genugthuung bewahren.]

Sa, es ist ein gutes Heer. Nicht seine Kriegsthaten sollen jetzt erwähnt werden, sondern die Bravheit, welche der Bürger erkannte, auch in den Ländern, welche das Heer in Feindschaft besetzt hielt. Die Offiziere haben sich als Gentlemen bewiesen, das hatte man erwartet, und sie haben in sehr großer Mehrzahl glänzend die Ansicht widerlegt, daß der preußische Offizier bei aller dienstlichen Tüchtigkeit hochfahrend, anspruchsvoll und ungesellig sei. Die freundliche Bereitwilligkeit der Kommandeure, dem Bürger die Kriegslast so leicht als möglich zu machen, hat diesem Kriege preußischer Seits fast durchweg einen Charakter von Humanität gegeben, der in der Kriegsgeschichte in diesem Grade vielleicht noch nie zur Geltung gekommen ist. Das alles war gut und recht.] — Aber, um die Wahrheit zu sagen, am meisten haben doch die gemeinen Soldaten sich in der Fremde Freundschaft gewonnen, und sie vorzugsweise haben in diesem Kriege geholfen, die Nichtpreußen mit dem preußischen Wesen zu versöhnen, wohl gar zu befreunden. Ausschreitungen Einzelner waren in einer Zeit, in welcher die bürgerliche Ordnung schwach war, nicht überall zu ver-





wehrmänner, die als Besatzungstruppen im Rücken des böhmischen Heeres standen, wacker ihre Pflicht gethan. In ihnen war ein leiser elegischer Zug. Sie waren durch den Krieg von Weib und Kind und von ihrer Werkstatt fortgerissen, und dachten oft sorgenvoll dahin zurück. Sie saßen gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft umringt von den Kindern des Hauses wie Vettern, die zur Familie gehörten; dadurch erwiesen sie sich den Quartiergebern als ehrenfeste und solide Männer, mit denen man ein gescheitertes Wort sprechen konnte, sie vertraten in ruhigem Gespräch kräftig ihren Standpunkt als Preußen, aber ihr Gemüth war zugänglich für die Beschwerden eines Bürgers und Hausbesizers.

Sie alle kehren heim in ihre Garnisonen oder zu ihren Lieben, nur die nicht, welche in fernem Lande die Erde deckt. Die ersten spärlichen Halme sind auf ihrer Ruhestätte aufgeschossen, und der Herbstwind wirft das dürre Laub darüber. Die Tausende, welche nicht wieder zur Heimat ziehen, und die größere Zahl derer, welche ihr Leben lang eine schmerzende Erinnerung an große Tage unserer Geschichte mit sich herumtragen, ihnen wünschen wir vor allem, daß der Kampf, in dem sie geblutet, dem Vaterlande zum dauernden Heil sei.

Uns allen ist Pflicht dafür zu arbeiten, aber der unvergleichlich größte Theil dieses Friedenswerkes liegt auf dem Herzen der Männer, welche im Geheimen den entscheidenden Waffengang zwischen Preußen und Oestreich gewollt haben.

Als der Krieg begann, war sonder Zweifel ein großes Ziel den Leitern der preußischen Politik klar, der Krieg war ein Kampf um die Oberherrlichkeit in Deutschland, der Siegespreis, welchen sie hofften, war Ausschluß Oestreichs aus einem Bundesstaat, der auf Grundlage der gemeinsamen Verkehrsinteressen aufgebaut werden sollte. Diesen Zweck beweist der Entwurf vom 10. Juni, ihn beweist das wiederholte Angebot der Neutralität und Bürgschaft des Besitzstandes von Sachsen, Hannover, Hessen, Nassau, den Südstaaten. Was man neben



hervorgebracht, noch jetzt ist dasselbe Gefühl ebenso oft ein Quell sittlicher Empfindungen, als eines gedankenlosen Bedientensinnes. Heut ist es bei dem Bürger Hannovers etwas Treue, viel Troß, und ein wenig Sorge um den eigenen Geldbeutel. Und man darf mit den kleinen Leuten, welche aus der Ferne ihren König verehrt haben, jede Rücksicht haben, ihre Kinder werden aus demselben Bedürfniß eines loyalen Cultus ebenso eifrige Preußen werden, als die Väter jetzt eifrige Welsen sind.

Weniger Rücksicht verdienen die Damen, welche die politischen Debütantinnen des Auslandes darin nachäffen, daß sie in schwarzer Kleidung trauern. Und wir erlauben uns mit dem letzten Rest von Höflichkeit, den wir vor dieser eintönigen Tracht empfinden, an eine peinliche Erfahrung zu erinnern. Bis jetzt hat fast überall schwarzes Trauergewand, welches Frauen aus politischem Grunde trugen, ihren Männern Unheil und Todesgefahr gebracht. Als die Polinnen und Italienerinnen sich in schwarze Seide kleideten, wurden ihre Männer Verschwörer. Die ersteren für eine imaginäre Republik, der die thatsächlichen Grundlagen des Gedeihens fehlten, die zweiten für die Idee eines großen nationalen Staats. In beiden Fällen machte Pulverdampf der weiblichen Demonstration ein Ende; in Polen folgte ihm Verderben der Männer und Untergang der polnischen Wünsche, in Italien die Todesnoth der Männer und Sieg des italienischen Einheitsstaats. Aber weder Polinnen noch Italienerinnen haben vor Europa die Rächlichkeit auf sich geladen, um der Caricatur eines Großstaats willen ihre Männer zu Verschwörern zu machen. Es ist sehr zu wünschen, daß die schwarze Seide der Ritterfrauen in Hannover für die Angehörigen derselben nicht ähnliche finstere Folgen habe und nicht zuletzt ein wirkliches Trauergewand werde.

Der Ritterschaft von Hannover aber, der aus dem preussischen Westfalen und aus mancher anderen Landschaft des



im eigenen Interesse den entthronten Fürsten ihren Hochmuth ins Unerträgliche gesteigert hatte, und wir verdanken ihn dem patriotischen Stolz einiger altpreußischer Junker, welche im Kampfe gegen die liberale Partei erkannten, daß nur ein kühnes Vorgehen Preußens auf nationalem Wege ihren Staat und Deutschland aus der Unmacht herausheben könne.

Und wieder jetzt haben die ritterlichen Reactionäre in der Hand, ob die gegenwärtige Umwälzung in ruhigem Verlauf endet oder nicht. Fügen sie sich selbst mit einigem Verständniß der großen Ideen, welche jetzt das Schicksal Deutschlands leiten, in die neue Zeit, so mag diese Revolution von jetzt ab schonend und friedlich den politischen Staatsbau Deutschlands umgestalten und sie selbst mögen in dem neuen Hause ihre Stellung, ihren Besitz und, was ihnen im Grunde den höchsten Werth hat, eine bevorzugte Stellung im Volke bewahren. Reagiren sie feindlich wie bisher gegen die neue Zeit, so wird der innere Kampf heftiger und erbitterter gegen sie entbrennen, als der Krieg dieses Jahres, und ihre Häupter werden mit Gewalt herabgedrückt werden, um freien Weg zu schaffen für den neuen Staat.

Auf dem Weg, den die preußische Regierung seit diesem Frühjahr betreten, ist kaum ein Anhalten möglich, noch weniger ein Rückschritt ohne Niederlage und Schmach. Wie vorsichtig auch die Weise war, in welcher Preußen die Bevölkerung deutscher Länder in sich aufgenommen hat, ehern ist die Hand des Schicksals, welches sich jetzt auf uns gelegt hat, wir alle müssen auf demselben Wege vorwärts, ohne Wahl. Wer sich widersetzen will, wird niedergeworfen, der Trotz des Einzelnen wie jedes Theils muß fortan zum Heil des Ganzen gebrochen werden. Ob die Männer, welche jetzt die Geschäfte Preußens leiten, die Arbeit zu Ende führen, welche sie so kühn begonnen, wissen wir nicht. Aber auch eine neue Regierung in Preußen und ein neues System wird die Kräfte nicht entbehren, welche auf dem jetzt eingeschlagenen Wege vorwärts









hatte der landsässige Adel, das heißt diejenigen Familien, welche seit alter Zeit als adelig in der Landschaft begütert waren, fast allein durch Geburt das Recht des Domaniabesitzes auf dem Lande — die zahlreichen Ausnahmen zu Gunsten einzelner Städte, Bürger und Körperschaften beruhten nicht immer, aber in der Regel ebenfalls auf Privilegien. Der Adlige mit acht und mehr Ahnen besaß das nicht weniger werthvolle Vorrecht, seine Söhne und Töchter in einer großen Anzahl geistlicher Stifter versorgen zu können, er allein hatte mit seinen Frauen die Hoffähigkeit, das heißt das Vorrecht seinen Landesherrn in Gesellschaft und höherem Hofdienst zu umgeben. Der Adel war nicht ausschließlich im Besitz der Offizierstellen und der höheren Staatsämter, aber er wurde bei diesen Carrièren in so ausgezeichnete Weise begünstigt, daß er allerdings befugt war, diese Stellen als einen Standesbesitz zu betrachten, und daß jedes Heraufkommen eines Bürgerlichen als eine grobe Unregelmäßigkeit erschien. Das Interesse des fürstlichen Staates machte aber schon damals das Eintreten neuer Menschenkraft in ritterlichen Grundbesitz, Offiziers- und Beamtenstellen nothwendig, und den Nichtadeligen wurden Adelsbriefe gegen Geld und aus Gnade reichlich ertheilt. Wer sich heraufbringen wollte als Gutsbesitzer, Offizier, Beamter, kaufte einen Brief. Alle größeren Landesherrn ertheilten die Briefe, welche in ihrem Lande den Adel verliehen, aber für den in ganz Deutschland giltigen Adelsstand galt nur der kaiserliche Hof als der vollberechtigte Spender, andere deutsche Fürsten, die Preußen und Sachsen erst, seit sie als Souveräne eine Königskrone außerhalb des Reiches trugen. Ein Adelsbrief gab aber durchaus nicht alle Vorrechte des Adels, zwar Offizieren und Beamten galt er als genügend, weil hier die persönliche Tüchtigkeit doch eine Hauptsache blieb; für Erwerbung des rittermäßigen Grundbesitzes mußte in vielen Landgebieten, vor allen in den kaiserlichen Erblanden, außer dem Diplom, welches zum „Edeln“ machte, ein zweiter Ritterbrief gekauft







Denn wie kommt es doch, daß die Nation mit Unwillen und Spott, ja mit sehr lebhafter Mißachtung, auf solche Ertheilung neuen Adels blickt, zumal wenn sie einer Bewerbung folgt? Ist es Neid, welchen die auszeichnende Hervorhebung des Einzelnen aufregt? Ist es deutscher Unwille über die Eitelkeit und das Streben nach äußerlicher Distinction? Ist es Parteigeist, welcher einen ansehnlichen Bürger nicht übergeführt sehen will in einen Stand, der in seiner Mehrheit immer noch politische und sociale Anschauungen bewahrt, welche den Quellen bürgerlicher Thatkraft und bürgerlichen Ehrgefühls nicht völlig entsprechen? Oder ist es im letzten Grunde ein größerer politischer Vorwurf, welcher gegen solche erhoben wird, die sich den Adel suchen?

Angenommen, es wäre in unserer Zeit noch möglich, zwischen dem Regenten und den Regierten einen erblichen Adelsstand von Gentlemen aufzurichten, welcher die Tendenz hat, alle in sich aufzunehmen, die durch Vermögen, Talent und ansehnliche Stellung aus dem Volke herausragen, so würde bei strenger Durchführung dieses Prinzips zunächst das Volk zweitheilig zerschnitten, ein durchaus unerträglicher Gegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten hervorgerufen, freilich auch im Laufe der Zeit der Adel selbst vernichtet, denn die Kinder und Nachkommen aller Männer, welche in solcher Weise aus dem Volke herausgehoben sind, würden bei einer Abnahme ihrer Tüchtigkeit und ihres Vermögens vor dem Zurücksinken in die Masse des Volkes doch nicht bewahrt werden können, und man könnte im besten Fall nichts schaffen als eine immer zahlreicher werdende Kaste von Braminen oder Nadschputen, denen für unehrlich gelten würde, hinter dem Pfluge herzugehen oder Sohlen zu schneiden. Bis zuletzt nach Jahrhunderten so ziemlich das ganze Volk aus Gentlemen in Lumpen bestehen müßte.

Da aber Niemand an eine solche durchgängige Verleihung des Adels denkt, was soll dann die fortgesetzte Scheidung der









ſcher Unſelbſtändigkeit und von Carrièreſucht zu geben, welcher die Tüchtigkeit vieler ehrenwerthen Männer nicht ſteigert. So iſt dem Fürſten nicht weniger als dem Staat nachtheilig, wenn er neue Kraft, die er an ſich heranziehen möchte, dadurch vom Volke löſt, daß er ihr die Ueberlieferungen eines beſtimmten Standes aneignet.

Aus dieſen Gründen iſt es für Regenten nicht vortheilhaft, die Zahl unſerer adeligen Familien durch neue Adelsdiplome zu vermehren, den Nichtadeligen aber iſt es ein Unrecht, ſolche Verleihung für ſich zu ſuchen.

Gegenwärtig erfolgt die Ertheilung der Adelsdiplome in der Regel nur auf das Geſuch Begehrlicher, und in manchen Jahren iſt, wie man vernimmt, der Andrang von eitlen Bewerbern beſonders ſtark. Als Act freiwilliger Gnade erſcheint die un- geſuchte Ertheilung eines Adelsbriefes und Wappens faſt nur bei Thronbeſteigung oder andern außergewöhnlichen Staats- handlungen. Es hat deſhalb dem ganzen Volke wohlgethan, daß man in Preußen nach den Siegen des Jahres 1866 völlig vermieden hat, unter die Decorationen und Gnadenbeweiſe auch die Verleihung des Adels an Bürgerliche aufzunehmen. Möge dieſes Prinzip fortan in Preußen Geltung behalten und das Königsgeschlecht der Hohenzollern ſeine Hingabe an die Bedürf- niſſe des neuen Staates auch dadurch erweiſen, daß es von einem Fürſtenrecht, welches aus weit andern Culturzuſtänden überkommen iſt, fortan nicht mehr Gebrauch mache. Dann wird der ſtille Gegenſatz, welcher hie und da noch zwiſchen den Interellen des Adels und des Volkes zu Tage kommt, ſich von ſelbſt leiſe und allmählich, ohne daß darum Acte der Geſetzgebung nöthig wären, in den Fortſchritten verſöhnen, welche Wohlſtand und Bildung, und die Hingabe Aller an das Vaterland machen. ]

1870.





rativverfassung zu bilden, kann ein schnelles Ende prophezeit werden. Das scheinen traurige Aussichten für den Kaiserstaat, und es fehlt auch in Oestreich nicht an Stimmen, welche den unerhörten Zustand für den Anfang eines Endes der habsburgischen Monarchie halten.

Aber Leben und Dauer der Staaten vollendet sich nicht wie der Bestand eines Geschäftes oder das irdische Dasein eines Menschen, und man soll sich hüten, aus Gefahren, welche unter gewissen Umständen tödtlich werden können, die unaufhaltsame Nothwendigkeit einer Auflösung zu folgern. Zunächst wäre verkehrt, zu behaupten, daß die 22 Jahre seit dem Sturz des Metternich'schen Systems für das politische Leben Oestreichs ohne große Erfolge vergangen seien. Im Jahre 1848 war Wien nur die stattliche Residenz des Kaiserhauses, gegenwärtig ist es eine der größten Handels- und Fabrikstädte des Festlandes geworden mit einer sehr eigenthümlichen Entwicklung der Industrie, schon jetzt für den geschäftlichen und geistigen Verkehr weiter Landstrecken die Gebieterin, welche durch ihre Presse, ihre Börse, ihre Wissenschaft und ihre Kunstindustrie unvergleichlich größere Einwirkung von Triest bis zu den Donaumündungen ausübt, als in dem Jahre, in welchem die Serezaner des Fürsten Windischgrätz durch das rothe Thurmthor drangen. Und ferner, kein Staat der Welt hat größere Ausgaben gemacht als Oestreich für seine wichtigsten Culturzwecke, seine Eisenbahnen schaffen jetzt die Waaren Italiens über die Alpen, die Bodenerzeugnisse des entfernten Ostens an französische und englische Käufer, seine Dampferlinien vermitteln den größten Theil des Verkehrs im hintern Mittelmeer. Die Schlagbäume zwischen den einzelnen Reichstheilen sind gefallen. Durch einheitliches Zollsystem an den Staatsgrenzen, durch eine früher unbekannte Freizügigkeit wird eine Leichtigkeit der Bewegung und eine Leichtigkeit lohnenden Verdienstes hervor gebracht, welche Hunderttausenden die schlummernde Thatkraft geweckt hat. Unläugbar lassen Handel und Industrie Oestreichs









Ist die Schlassheit und Unsicherheit seiner Beamten und Graf Beust ist der letzte Mann, um dieses Grundübel zu bessern. Wenn man an Stelle dieses Fremden einen volksthümlichen Soldaten, etwa den Admiral Tegethoff zum Ministerpräsidenten macht und wenn man sich nicht scheut vor vorübergehenden Ausnahmezuständen und vor gewaltsamem Niederschlagen des Hochverraths, welcher bereits mit erschreckender Dreistigkeit sein Haupt erhebt, dann wird die Regierung, wenn das erste Mißtrauen der Deutschen überwunden ist, sehr bald in der Bevölkerung der alten Stammlande wieder die Zuversicht und das Zutrauen zum Staat, den letzten Quell jeder Kraftentwicklung, entstehen sehen.

Es ist keine leichte und bequeme Aufgabe, das Versäumte vieler Jahrzehnte wieder gut zu machen. Aber für Oestreich und für uns Deutsche liegt die Sache so: wenn nicht eine neue Energie in Verwaltung der Provinzen den Trennungsgelüsten steuert, so ist in Jahrzehnten das unglückliche Ozechien mit Mähren verloren, nicht nur für deutsche Cultur, sondern für das Kaiserhaus, und uns Deutschen vom Norden wird die Aufgabe an der Moldau und im Böhmer-Wald die russische Oberherrschaft und die Bundesbrüderschaft der Moskauer zu dämpfen. Und doch haben wir das wärmste Interesse, als treue Bundesgenossen den Kaiserstaat zu schützen, solange er die Grundlagen seiner irdischen Berechtigung und Macht, den Zusammenschluß der Donauländer durch deutsche Cultur, nicht selbst vernichtet.

---

## Die politische Lage.

(Grenzboten 6. Mai 1870.)

Zum viertenmale, seit der deutsche Nordbund eine Verfassung erhielt, sendet der deutsche Frühling Blüthenschnee und laue Luft über das Land, zum erstenmal trifft er die Privat-

























Geschäftstreiben der großen Städte in Deutschland ein ganz neues Aussehen zu geben verheißt.

Freilich ist die Befriedigung, mit welcher der Deutsche auf die letzten Wochen der Bundesarbeit zurücksieht, nicht ohne heimliche Sorge. Es ist noch einmal unter starken Anstrengungen gelungen, den bisherigen Organismus des Zollparlaments und Reichstages zu einem großen Fortschritt zu benutzen, aber selbst dieser Fortschritt trägt dazu bei, die Aufgaben der nächsten Zukunft schwieriger zu machen; die Probe, wie weit die Verfassung des Bundes den Dynastien unvermeidlich, den Völkern ein Segen geworden, soll bei den nächsten Wahlen abgelegt werden.

In Wahrheit haben wir durchaus keinen Zweifel an der Dauerhaftigkeit der neuen Bundeswirthschaft, ja wir halten dieselbe gerade darum für sehr fest und hoffnungsvoll, weil keiner mehr recht zu sagen vermag, was daraus werden wird. Denn diese Unsicherheit der Zeitgenossen ist ein Beweis, daß die Erfindung eines einzelnen Mannes bereits ein übermenschliches Leben gewonnen hat und ein lebendiges Stück unseres Volksthumus geworden ist, dessen Gedeihen und Fortbildung nicht mehr von einem Individuum überherrscht werden kann, sondern seine Lebensgesetze sich selbst gebieterisch fordert. Durch drei Jahre war Graf Bismarck der Meister, und er hat uns alle gezwungen, als seine Gesellen an seiner Idee zu arbeiten. Jetzt regt sich in dem Werke ein eigenes Leben, jedes Organ, welches ihm nach dem Plan zugesügt wurde, fordert sich gebieterisch neue Organe und Spielraum zur Thätigkeit. Der Bundesstaat fängt an, sich durch seine eigenen Consequenzen weiter zu bilden. Weder die ihn zuerst gewollt, noch irgendwelche seiner Anhänger und Gegner vermögen dieses junge Leben in der Hauptsache zu hindern. Und die Frage ist jetzt nur, ob unser Volk die Gesundheit, Tüchtigkeit und die bescheidene Hingabe besitzt, ferner daran zu helfen. Darauf gibt es eine frohe Antwort. Und wir citiren zum Schluß dafür









darum, weil die Mutter seines Vaters eine Murat war, wohl aber als Enkel von Stephanie Beauharnais, Großherzogin von Baden, kaiserlichen Prinzessin von Frankreich, der Adoptivtochter Napoleons, der Blutsverwandten und Adoptivschwester von der Mutter Napoleons III. Bei aller deutschen Loyalität des fürstlichen Hauses Hohenzollern sind die verwandtschaftlichen Beziehungen desselben zum Hause Napoleons III auch von Paris aus stets gepflegt worden. Als Prinz Leopold vor kurzem seine junge Gemahlin, eine Prinzessin von Portugal, an den kaiserlichen Hof von Paris brachte, wurden beide nicht nur vom Kaiser, auch von der Kaiserin mit einer so ungewöhnlichen Herzlichkeit aufgenommen und festgehalten, daß die Diplomatie davon zu berichten hatte. Nach der Meinung der Spanier eröffnete der Erwählte die Aussicht, daß ein besonders gutes Einvernehmen der regierenden Familien vom Tajo bis über den Rhein dem Reiche zum Nutzen sein werde. Und soweit über Besetzung eines uns Deutschen nicht nahe liegenden Thrones ein Urtheil erlaubt ist, die Wahl traf, an sich betrachtet, wahrscheinlich das Richtige. Ein katholischer Hohenzollern, ganz fremd den spanischen Parteien und Intriguen, gegen Niemanden verpflichtet, ein Herr von unbescholtenem Charakter, dem König von Portugal verschwägert, dem Kaiser von Frankreich blutsverwandt: wenn einer nach Stamm und Familie für die ausgezeichnet schwierigen Verhältnisse Spaniens passend gehalten werden konnte, so war es gerade dieser Prinz. Und der Humor dieser ernstesten Geschichte liegt darin, daß nicht die Franzosen, sondern viel eher wir Grund hätten, von einer so guten Vermittlung zwischen Portugal, Spanien und dem Frankreich Napoleon des Dritten für Deutschland etwas zu besorgen, wenn wir überhaupt den Fehler hätten, in dem nationalen Gedeihen anderer Völker eine Demüthigung unseres Stolzes zu finden. Jede Seite der modernen Historie lehrt, daß die stärksten Familieninteressen schnell nichtig werden gegenüber den Interessen des Staates. Die Bourbonen, welche Ludwig XIV







will, bevor sie festgesponnen wird? Wir suchen zur Zeit vergebens nach einer Erklärung, aber wir erachten, ganz abgesehen von der spanischen Thronfrage, durch die Haltung der französischen Politik unseren Frieden für stärker bedroht, als je seit dem Jahre 1866.

---

## Während des Krieges.

(Grenzboten 1870, Nr. 32.)

1. Brief an die Grenzboten.\*) Ihre Leser wollen jetzt vor Allem Neuigkeiten und kurze Belehrungen. Ich bin bereit, Ihnen solche zu liefern und habe nichts dagegen, wenn Sie mich unter Ihre Specialcorrespondenten aufnehmen. An meinem Namen ist nichts gelegen, ich gehöre nicht zu Ihrer Zunft und habe als Scribent keinen Ehrgeiz. Da ich aber als Geschäftsmann das Beste kenne, was die Franzosen besitzen, ihre Rothweine, so traue ich mir auch über ihre schlechten Eigenschaften, wozu ich ihren Kaiserhof rechne, ein Urtheil abzugeben. Ich habe an mehreren Orten Kunden und Agenten, ich erfahre nicht viel, jedoch Manches, und damit müssen Sie in diesen Tagen, wo die meisten Correspondenten gar nichts wissen, zufrieden sein.

Auch ich war in Berlin, gerade in den Tagen, in welchen um König Wilhelm eine Anzahl fürstlicher Herren versammelt war. Der Deutsche hat vor anderen Nationen den Vorzug, daß er die fürstliche Species des Menschengeschlechts nicht von

---

\*) Wenn in diesen Tagen der höchsten Begeisterung einem alten Bekannten, der unter dem Namen Philipp Piepenbrink zuweilen vor der Oeffentlichkeit erschienen ist, an dieser Stelle das Wort gegeben wird, so geschieht es deshalb, weil dem Deutschen gerade jetzt nicht übel ansteht, die leidenschaftliche Empfindung ehrbar zu bändigen. Man möge daher den Ton des folgenden Briefes nicht mißverstehen.









ziere lächelten verbindlich und sagten auch nichts, während sie das Getränk tranken, das ihnen auf den Stationen angeboten wurde. Da man in solcher Weise verhindert war, sich um die Aufstellung der Armee zu kümmern, so mußte man seine Sorge auf kalten Kaffee und Kriegscigarren concentriren. Alles wurde dankbar angenommen und für's Vaterland getrunken und geraucht — Blatt von verschiedener Güte. Es ist erfreulich, daß ein hochverehrtes patriotisches Publicum, vor Anderen der weibliche Bestandtheil des deutschen Volkes, sich in Kaffee und Semmeln zuvorkommend erweist, aber ich erlaube mir darauf aufmerksam zu machen, daß es auch noch andere Menschen gibt, welche ebenfalls eine öffentliche Anerkennung und eine starke Belohnung sehr verdienen. Dies sind die Locomotivführer, die Schaffner, die Beamten der Eisenbahnen. Was diesen Leuten in diesen Tagen zugemuthet werden mußte, das ist geradezu über Menschenkräfte. Viele werden das mit Leben und Gesundheit bezahlen. Ob die Eisenbahngesellschaften für die armen Leute wenig oder gar nichts thun, hängt davon ab, ob gerade Männer mit einem warmen Herzen in der Direction sitzen und die Finanzen der Bahn gut bestellt sind; im Ganzen wird's jämmerlich sein. Eine ordentliche Entschädigung bekommen diese ersten deutschen Opfer des Bonapartismus sicher nicht, wenn nicht von Seiten des Staates und der freiwilligen Armeepflege ihr Interesse in die Hand genommen wird. Sie sind in ihrer Art ebenfalls Soldaten, welche im Dienst für das Vaterland strapazirt werden, verwundet werden und fallen; für ihre Hinterbliebenen ist es kein Unterschied, ob es die Kugel that oder die Brustkrankheit. Deshalb muß gefordert werden, daß sie aller Unterstützung theilhaftig werden, welche die Verwundeten im Felddienst vielleicht erhalten. Das ist Sache des Staates und großer Stiftungen. Den reichen Privatleuten jedoch soll hiermit angedeutet werden, daß es anständig sein wird, wenn sie als Actionäre von Eisenbahnen und als Menschen für eine gute Extra-



diesen Tagen in einer Deputation bei einem unserer Landesherren. Im Vorzimmer traf ich auf einen Höfling, welcher die Dreistigkeit hatte, über diesen Krieg in einer solchen welfischen achselzuckenden Weise zu reden, daß ich nur schwer der Versuchung widerstand, dem Sprecher meine Glacéhandschuhe mit der darin befindlichen Faust gegen seinen Magen zu schleudern und ihn in dem fürstlichen Vorzimmer Kobolz hinzulegen. Wenn einer, der die unverdiente Ehre hat, ein Deutscher zu heißen, solchen sündlichen Unfug vor Anderen ausspricht, wie mag es in seinem Innern aussehen? Einem solchen Genius in Rosamentirarbeit ist das Höchste auf Erden ein fürstlicher Hofstaat mit dem souveränen Recht, Titel, Orden, Gehalte und Sinecuren zu vertheilen, das Volk ist dazu da, um von dem Hofe als gemeine Bagage abzustechen, der Fürst, welcher die Höflinge füttert, hat ein unsterbliches Recht, zu herrschen, gleichviel ob er zum Schaden und zur Schande für die ganze Nation, eine ruchlose, ehrlose, landesverrätherische Thätigkeit ausübt. Es ist noch ein Glück, daß die welfischen Brummteufel an deutschen Höfen und in Beamtenstellen in der Mehrzahl durch große Sorge um das eigene Wohl bedrängt werden. Gefährlicher sind die heimlichen Agenten, welche scheinbar unabhängig in den kleineren Residenzen oder auf dem Lande leben oder umherreisen, und in der Stille intriguiren und bestechen mit französischem Gelde und mit dem Gelde eines argen Königs aus deutschem Blut, der jetzt durch die Franzosen in seine früheren Landeiedereingesetzt zu werden hofft.

Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die deutsche Nachsicht gegen solche Burschen Landesverrath wird und halbes Wesen in der Politik ein Verbrechen. Denn jetzt ist in Deutschland nicht mehr die Frage für oder gegen den Bundesstaat, sondern die kurze Frage, die an Jedermann gestellt wird: bist du ein ehrlicher Kerl oder ein Schuft. Wer jetzt nicht mit ganzem Herzen und mit allen seinen Wünschen für den Sieg unserer Heere und für die Niederwerfung des frechen Feindes ist, der ist



und leichte Stellen angibt und vieles Aehnliche. Diese Art vornehmer Spione und teuflischer Verführer ist schwerer zu fassen. Sie verschwören sich in dem Zimmer eines adligen Gutes, sie senden ihren Landesverrath in zarten Damenbriefen mit Wappen und Krone, sie haben ihre Verbindungen und persönlichen Freunde in deutschen Regierungen und an Höfen, und erhalten im Nothfall Winke und Warnungen, sich der Gefahr zu entziehen. Gegen diese Art ist ein angestrenzter Wachtdienst der ehrlichen Leute nöthig, und es ist ebenso nöthig, jedem Manne in Deutschland die Sicherheit zu geben, daß ihm, wenn er seine Pflicht erfüllt und einen Verräther an Vollführung des Verrathes hindert, kein Schaden an Leben, Gut und Glück entstehen werde.

Mehre begeisterte Landsleute haben aus der Fremde und unter uns Preise ausgesetzt für die erste Fahne, welche von den Franzosen erobert wird. Den Soldaten zu belohnen, möchte ich als Bürger am liebsten dem Kriegsherrn überlassen, obgleich ich auch der Meinung bin, daß es für das Militärkommando in manchen Fällen sehr rathsam ist, hohe Prämien auszusetzen, welche dann aber wirklich an die einzelnen Soldaten ausgezahlt werden müssen und nicht in die Regiments- oder Bataillonskasse. Dagegen kann die Vaterlandsliebe, welche sich in Geldprämien zu äußern vermag, nach anderer Richtung nützlich werden. Es wäre sehr verdienstlich, wenn bei diesem Kriege durch Privatleute Belohnungen ausgesetzt würden, für solche Nichtmilitärs, welche sich durch eine wackere patriotische That, die nicht innerhalb der gewöhnlichen Pflichten ihres Berufs liegt, ein ausgezeichnetes Verdienst erwerben. Zum Richter darüber kann die Bundesregierung gesetzt werden oder auch Privatpersonen von gutem Namen, z. B. Mitglieder des Reichstags. Will aber einer so was aussetzen, so darf es nichts Geringses sein. Mit diesem guten Wunsche schließend, behalte ich mir weitere Mittheilungen vor als Ihr ergebener P. P.









Widerstand und Angriff zunächst in der Front stattfinden mußten, wurde die Arbeit der Schlacht besonders schwer und blutig. Etwa sechs Stunden währte der wildeste Kampf, die Franzosen fochten sehr tapfer, im zähen Häusergefecht um brennende Dörfer, in Waldlichtungen und Gehölz wurde erbittert gestritten. Die Schlacht endete wieder mit Sturmangriffen der Preußen und Bundesdeutschen auf die Höhen der Hauptstellung, während die Baiern auf unserem rechten Flügel, die Würtemberger — sehr brav — auf unserem linken Flügel den Feind eindrückten. Das Ende war vollständige tumultuarische Flucht der Franzosen. Spät kam die Reiterei zur Verfolgung heran.

Es war ein glorreicher Sieg, es war ein fürchterlicher Kampf. Der Feldzug in Böhmen war viel unblutigere Arbeit. Chassepot ist ein gutes Gewehr, die französische Artillerie sehr gut und das Ehrgefühl der Franzosen spornte sie zu den äußersten Anstrengungen, auch als die Hoffnung auf Sieg bereits geschwunden war. Aber den Deutschen war nicht zu widerstehen. Wieder das ruhmvolle 5. Armeecorps, die Männer von Nachod und Skalitz voran, nicht minder wacker die vom 11. Corps, zumal die Thüringer. Die Verluste sind sehr groß. Aber als die Schlacht entschieden war und der Kronprinz auf dem Schlachtfeld an die gelichteten Bataillone ritt, empfing den geliebten Führer ein unermesslicher Jubelruf seines Heeres, die Bataillone stürzten ihm entgegen, faßten sein Reitzeug, seine Hände, schwenkten laut und jauchzend Mützen und Säbel und Schwerverwundete streckten die Hände grüßend ihm entgegen, und dabei standen dem Feldherrn und seinen starken Preußen bei dem Wiedersehen und Siegesgruß die heißen Thränen in den Augen. Was Kampf für das Vaterland bedeutet, das fühlte man in dieser Stunde, wo die furchtbare Poesie der Schlacht durch alle Herzen zog. Am Abend waren die Sieger in stiller, fast feierlicher Stimmung. Mac Mahon und sein Ruhm sind geschwunden.







fordert einen Verein der besten militärischen Eigenschaften, wie ihn nur die Deutschen haben: höchste taktische Ausbildung der Truppen und zugleich die höchsten moralischen Kräfte: Hingabe an die Führer bis zum Tode, ruhiges trotziges Selbstgefühl und einen physischen frischen Muth, der am Ende eines Schlachtentages noch zur größten energischen Thatkraft gesteigert werden kann.

So sind unsere, nur unsere Soldaten. Die Zuaven und Turcos, die ersteren ausgezeichnet durch schnellen und muthigen Ansprung, die letzteren durch Terrainbenutzung und die kauerfame Behendigkeit von Wilden, haben uns aus ihren Reihen sehr viele Gefangene gegeben, kein gutes Zeichen für ihre militärische Tüchtigkeit, wie man denn überhaupt sagen darf, daß das gesammte französische Heer noch die schlechten Eigenschaften eines Söldnerheeres hat, der kritischen Entscheidung schnell haltlose Ergebung folgen zu lassen. Es ist tapfer, solange ihm die Hoffnung auf Sieg Schwungkraft gibt, es wird plötzlich gebrochen und feig, wenn diese Aussicht schwindet, denn die letzten Zeugnisse der Hingabe und Treue, welche den Deutschen im Kriegsunglück festhalten, fehlen der großen Mehrzahl der französischen Soldaten. Die massenhafte Zahl der unwundeten Gefangenen an Offizieren und Soldaten ist Beweis.

Endlich die Führung! Das Ende wird's lehren. Aber Einiges sehen wir schon jetzt: die kaiserlichen Reformen haben nur eine sehr mangelhafte Organisation geschaffen. Der Mangel an festen Corpsverbänden im Frieden — damit kein General bei seinen Soldaten zu populär werde — nimmt im Kriege den Führern alle Vortheile, welche aus einer längeren Bekanntschaft der Truppen, der Offiziere mit einander hervorgehen, die Verproviantirung, die Krankenpflege sind übel geordnet, die Truppen aus Afrika wurden kopfüber in Haufen ein- und ausgeschifft, ohne alle genügende Verpflegung gegen den Feind gesandt. Der Mangel an Ehrlichkeit und an Hingabe in der Pflicht des Amtes und die alte keltische Hartherzigkeit ver-









Luneville, 16. August 1870.

3. Auf der Höhe der Vogesen. Als nach der Schlacht bei Wörth die dritte Armee des deutschen Heeres in die Thäler und Pässe der Vogesen eindrang, war die Absicht, die französische Stellung bei Metz-Diedenhofen zu umgehen und das feindliche Heer in der rechten Flanke zu fassen. Der Kaiser hat sich dieser Katastrophe entzogen, seine Armee hat die Saar, die Meurthe-Mosellinie preisgegeben, Luneville hat artig einen Nippes, seinen vergoldeten Stadtschlüssel, dem Kronprinzen eingesandt, es ist sogar zweifelhaft, ob sich bei Chalons der Feind stellen kann, es ist wahrscheinlich, daß die Völkerschlacht erst in der Nähe von Paris geschlagen wird. Wenn sie geschlagen wird! Denn es liegt im Interesse des Kaisers, Alles zu thun, um diese letzte Katastrophe von sich abzuwenden, und wir merken, daß er jede diplomatische Kunst aufbietet. Oestreich und Italien in bewaffneter „Neutralität“ alliirt, der König von Italien dem Kaiser durch Vertrag zur Heeresfolge verpflichtet, das gibt eine Kette geheimer und halber Bündnisse, bei denen der Kaiser die Absicht hat, dem Cabinet von Wien genau dieselbe Interpositionsrolle gegen Preußen zuzuthemen, welche er selbst im Jahr 1866 sich ersonnen hatte. Eitele Hoffnung! Es wird der wüthigen Faust des deutschen Volksheeres gelingen, dieses diplomatische Drahtgeflecht zu zerschlagen, dies und den kaiserlichen Thron dazu.

Unterdeß schwindet dem Kaiser seine Armee dahin. Es scheint dem zweiten Kaiserreich beschieden zu sein, an einer Reihe von Täuschungen und Phrasen ebenso unterzugehen, wie es durch Täuschungen und Phrasen heraufgekommen ist. Nur mit dem beträchtlichen Unterschied, daß diesmal die Betrüger sich selbst betrogen. Denn auch die angegebene Stärke der französischen Armee ist eine Lüge. Die übelzugerichtete kaiserliche Armee zählt höchstens noch 300,000 Mann, wir stehen mit 450,000 Mann auf französischem Boden, die Hälfte unserer



blauen Höhen der Berglandschaft. Zwar längs der guten Bergstraße rasselten Geschütze und Proviantcolonnen, wer aber dem Kriegstreiben darauf den Rücken kehrte, konnte träumen, daß der Mensch so sicher im sonnigen Frieden ausruhe wie die Natur, welche ihn umgab.

Allen Deutschen, welche damals im Kriegskleid um ihren Führer lagerten, haftete eine Reihe von Eindrücken fest im Sinn, die in den letzten Marschtagen gekommen waren, und sie verhandelten darüber in lebendigem Austausch der Gedanken. Sie waren hier auf der Grenze deutscher Sprache und Sitte. Sie waren bis hierher durch ein deutsches Land gezogen, so urdeutsch in Sprache und Lebensgewohnheiten der Landleute, wie Schwaben oder Baiern, hier deutsche Dorfhäuser, deutsche Wirthschaften, deutsch die Flachsbaare und großen blauen Augen der Kinder, das Spinnrad, das Ehebett, das treuherzige, innige Wesen der Leute, wenn sie erst den Fremden ihr Herz öffneten. Das war der Elsaß, ein verlorenes Gebiet, einst weitgefeierte kräftige Landschaft des deutschen Reiches, in jedem Jahrhundert unserer Geschichte werthvolle Heimat deutscher Cultur, die Heimat rühmlicher Minnesänger, das Hausgebiet des ersten Habsburgers, die Stätte kräftigen deutschen Bürgerfinns und kluger Erfindungen, das Vaterland hochgebildeter Reformatoren und Humanisten, beim Beginn des dreißigjährigen Krieges das Heimatland der höchsten und freiesten deutschen Bildung jener Zeit. Und seitdem verkommen, verloren, mit französischen Gesetzen und fremdem Firniß überdeckt, in den Städten zur Hälfte französisch, aber auf dem Lande, in den Bergen noch immer ein deutscher Volksstamm, der zäh an der Sprache und dem Lebensbrauch der Väter festhält, ein Wesen still, wie im Halbschlaf, in Vielem alterthümlich und naiv abseit der Zeitbildung wie kaum ein anderer deutscher Stamm. Seit sechs Menschenaltern erfuhren die Landleute jetzt bei dem Einmarsch der Deutschen zum erstenmal, daß sie nicht zu Frankreich gehörten, sondern zu Deutschland, und man merkte ihnen

















gesichert durch das gleichzeitige Vorgehen der ersten und zweiten Armee gegen den Kaiser selbst, durch die Schlacht bei Spicheren und das Zurückdrücken der französischen Hauptarmee auf Metz. Nach wenig Tagesmärschen stand die gesammte deutsche Armee zwischen Napoleon und der Rückzugslinie Mac Mahons. Die getrennten Heertheile der französischen Armee konnten fortan ihre Vereinigung nur mit großen Schwierigkeiten weit rückwärts bewirken, selbst wenn der Gegner ihnen dazu Zeit ließ. Aber die große Aufgabe unserer ersten und zweiten Armee wurde jetzt, dem Heer des Kaisers den Rückmarsch unmöglich zu machen. In den drei großen Schlachttagen vor Metz am 14., 16., 18. wurde das durchgeführt.

Für Mac Mahon blieb, nachdem seine Vereinigung mit der andern Heerhälfte an der Meurthe und Mosel unmöglich geworden war, keine andere militärische Maßnahme als sich auf Paris zurückzuziehen, dort die Dynastie Napoleons und die Vertheidigung der Hauptstadt zu stützen. Unverhofft kam von unseren Vortruppen nach Ligny die befremdende Kunde, daß Mac Mahon die Rückzugslinie auf Paris verlassen habe und nach Norden ausgewichen sei. Da er in einer solchen Weise die Hauptstadt einer überlegenen Macht preisgab und für sein eigenes erschüttertes Heer nur dort die Möglichkeit starker Ergänzungen fand, so erschien dieser Abmarsch als ein großer Fehler und General Moltke wollte, wie verlautet, einige Stunden nicht daran glauben. Aber ein aufgefangener Brief aus der Umgebung Mac Mahons und eine Nachricht aus Paris selbst bestätigten den Marsch nach Norden, man erfuhr, daß der Marschall die Vereinigung mit Bazaine für nöthig erachte „um die Dynastie zu retten“. Sogleich wurden mit Schnelligkeit die gesammten Dispositionen für den Vormarsch geändert, ein Theil der zweiten Armee, welche unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen gestellt worden war (4. Corps, Garde, 12. Corps), sollte den rechten Flügel der Angriffsarmee gegen Mac Mahon bilden, deren linken der Kronprinz von Preußen.







Kaiser Napoleon hatte für das französische Heer Alles gethan, was ein geschickter und erfinderischer Mann schaffen kann, der gerade nicht selbst ein Feldherr ist, durch ihn ist jedenfalls unvergleichlich mehr geschehen, als unter Bourbonen und Orleans. Seit dem Jahr 1866 ist das Heer der Zahl nach fast verdoppelt, gut geschult, sorglich gewöhnt, das Feuergefecht und die Bodenvortheile auszunutzen; da man das stürmische Draufgehn als nationale Tugend der Franzosen zu betrachten gewöhnt war, hatte der Kaiser sich besondere Mühe gegeben, der Infanterie auch die Dauer in der Defensiv zu festigen. Die Ausrüstung der Soldaten war im Ganzen vortrefflich, in Manchem vielleicht besser als bei uns, z. B. Kleidung, Proviant, Lagereinrichtung, vor Allem das Gewehr. Durch seine Vorzüge glich es einigermaßen die Mängel aus, welche der Schützenkunst des französischen Infanteristen anhängen. Auch die Cavallerie war neu organisirt, mit guten Pferden versehen und von echtem Reitermuth beseelt. Nur in der Artillerie war es dem Reformator nicht ebenso geglückt. Seine Lieblingserfindung, die Mitrailleuse, ist kein bequemes Feldgeschütz, sie übt verheerende Wirkung nur auf kurze Distanzen als Positionsgeschütz, und die französischen Granaten mit ihrem tempirten Zünder geben einen Schuß, welcher langsam abgegeben wird, sich schwer auf jede Entfernung einrichtet und in der Wirkung unsicher ist. Jedenfalls war die deutsche Artillerie, die preußische Granatkanone, der französischen überlegen.

Aber der Kaiser hatte in seinen Verbesserungen mit dem Uebelstand zu kämpfen, daß Frankreich zu seiner Zeit glänzende militärische Erfolge ohne große Kriegsführung gewonnen hatte. Es fehlte dem französischen Generalstab die sichere Bildung und die Generäle, welche in der Schule von Algier groß gezogen waren, hatten im Kampf gegen Halbwilde nach einem alten Ausspruch des Generals von Moltke den Krieg nur gerade gelernt, wie man ihn nicht führen darf. Dazu





Tugenden des französischen Heeres zu finden ist. Es war bei uns eine echt deutsche Theilnahme an der tapferen Kürassierbrigade bei Wörth, welche auf Befehl Mac Mahon's in den sicheren Tod ritt, und an den Brigaden bei Sedan, welche so lange gegen Geschütze und Infanterie anstürmten, bis Reiter und Rosse in langen Reihen am Boden lagen.

Die Franzosen sind jetzt in der Laune, ihr ganzes militärisches Unglück dem Kaiser zuzuschreiben. In Wahrheit hat Napoleon Frankreich so waffenstark und widerstandsfähig gemacht, als es seit 1812 niemals gewesen ist, und was dem französischen Heere uns gegenüber mangelt, das ist im Grunde, was den Franzosen unserem Volksthum gegenüber überall abgeht: sie sind bei aller schönen Virtuosität im Einzelnen die schwächere Rasse, welche die uralten keltischen Unarten nicht loswerden kann.

Man wußte im Hauptquartier unserer Armee vor Sedan nichts Sicheres über den Aufenthalt des Kaisers. Nach der Versicherung von Landleuten war er am 30. August auf dem Felsplateau von Stonne neben Mac Mahon gesehen worden, auch französische Aerzte hatten erzählt, daß er beim Heere sei. In der Schlacht selbst hatte Mac Mahon den Oberbefehl schon am Morgen nach ernster Verwundung an General Wimpffen abgeben müssen, der erst zwei Tage vorher aus Afrika gekommen war und keineswegs bei allen Generälen willigen Gehorsam fand, als er die Dispositionen seines Vorgängers zu ändern versuchte. Der Kaiser selbst hatte von dem Beginn der kritischen Stunden, von 10 bis 2 Uhr, unter den Truppen im Granatfeuer gehalten, und es ist keine Phrase, wenn er an König Wilhelm schrieb, daß er dort den Tod erwartet habe. Nach 2 Uhr, als er die Schlacht verloren sah, war er langsam nach Sedan zurückgeritten, dort traf er auf der Brücke mit dem Oberst Stoffel zusammen, der beim kommandirenden General als Adjutant fungirte. Während der Kaiser mit dem Obersten sprach, zerriß eine Granate dicht neben ihm einige Pferde und





















für uns Deutsche kaum verständlich. Bei uns bieten nur sehr wenige ultramontane Klatschblätter und verunglückte journalistische Versuche der Welsenpartei etwas annähernd Ähnliches.

Aber noch auffallender als die Unkenntniß und Unwahrheit war in den Pariser Zeitungen der Mangel an wahrem patriotischen Gefühl seit dem Einbruch des Unheils, zumal seit dem Tage von Sedan. Wir Deutsche suchten vergeblich hinter dem lauten Wortschwall einen ehrlichen Ausdruck großen Schmerzes, männlicher Trauer, nicht eine starke und reine Empfindung klang aus allen Nummern, die von den Vorposten eingesandt wurden. Immer dasselbe gespreizte und kindische Gebahren. Selbst „Siècle“, das vor dem Kriege eine Zeit lang höheren Ton angeschlagen hatte, suchte diesen Frevel gegen die Eitelkeit eines bethörten Volkes dadurch zu süßnen, daß es nicht weniger heftig schwätzte als die übrigen Blätter. Nur das „Journal des Débats“ bewahrte wenigstens ruhigere Haltung und bewies auch hier die Eigenschaften, welche dasselbe in Frankreich zu dem Blatt der anständigen Leute machen, fühle Reflexionen, gebildete Sprache und Mangel an Willen und an Einfluß auf die öffentliche Meinung. Die tief liegenden Schäden des französischen Unterrichts und der französischen Bildung sind uns in dem Gebahren der Pariser Presse plötzlich sehr auffällig geworden, sie sind das Leiden der Franzosen, welches eine Erhebung dieses Volksthum's hoffnungsarm macht. König Louis Philipp war durch die Journalisten der Pariser Presse entthront worden, Kaiser Napoleon wurde unablässig der Verderbtheit und Tyrannei angeklagt, weil er durch Polizeilist und Gewalt dieselbe Gefahr von sich abwenden wollte. Die Klage war, was sein System betrifft, wohlberechtigt. Als aber in diesem Jahr der Zwang von der Presse genommen wurde, hat sie sich weit treuloher, unwahrer und abenteuerlicher gezeigt, als das kaiserliche Regiment in seinen schönbesten Maßregeln gewesen ist. Und auch die Entschuldigung kommt ihr nicht zu Gute, daß sie schlecht geworden ist durch schlechte Be-





















es wird auf schlechten Wegen massenhaft zur Aushilfe und Ergänzung gebraucht werden müssen. Es wird oft auch ohne Berechtigung und mit ungenügender Ladung, ja zur Vorsorge ganz leer mitgeschleppt, von Quartier zu Quartier, die Pferde abgetrieben, die Fuhrleute unsicher und böswillig. So geschieht es, daß der Train des Heeres schon nach den ersten Märschen in Feindesland, ganz abgesehen von den Proviantcolonnen, unablässig anschwillt, und kein Zürnen des Oberbefehls, kein Wettern der Colonnenpolizei vermag diesem Uebelstand zu steuern. Wenn auch hier und da ein unnützer Wagen in den Graben geworfen wird, — nie ohne Stockung und Verzögerung in den meilenlangen Zügen — im Ganzen ist die Feldgenossendarmerie, welcher hier die Sorge für den gemeinen Nutzen des Heeres obliegt, machtlos gegenüber dem Interesse der einzelnen Theile sich's bequem zu machen. In der Regel ist dem Fortkommen der Colonnen noch vortheilhafter, unnütze Wagen zu dulden, als sie durch ein Stauen der ganzen Bewegung zu entfernen. Und es wird keine übertriebene Annahme sein, wenn man rechnet, daß die dritte Armee schon bei Nancy statt 5—600 Geräthen auf das Armeecorps, mehr als die doppelte Anzahl zählte, also bei einer Stärke von  $5\frac{1}{2}$  preussischen Armeecorps etwa 6—7000 Wagen mit mehr als der doppelten Anzahl Pferden und einem nicht zum Heere gehörigen Troß von mehreren Tausend Menschen.

Unsere Armee aber war nur der dritte Theil des deutschen Heeres in Frankreich. Der Wagetrain des ganzen Heeres würde nach gleichem Verhältniß bei einer Zahl von 20,000 Geschirren, wenn man auf den bespannten Wagen in der Colonne durchschnittlich einen Raum von nur 12 Schritten rechnet, in einfacher Reihe eine Colonne von 24 Meilen Länge bilden, oder sechs Straßen auf je 4 Meilen Länge bedecken. Dabei sind selbstverständlich die sämtlichen Geschützcolonnen, deren Fahrzeuge durchschnittlich 20 Schritt Colonnenlänge beanspruchen, nicht eingerechnet.



bung, trotz der langsamen Beförderung immer noch die Lebensader für alle späteren Operationen, die ohne seinen Besitz in dieser Schnelle ganz unmöglich gewesen wären.

Als nun damals nach den Schlachten bei Metz die wilde Jagd hinter Mac Mahon herging, als außer den fünf Corps der Südarmee noch die Maasarmee des Kronprinzen von Sachsen auf parallelen Straßen nach Nordosten zog, viele Regimenter in Kriegsmärschen, wie sie bis dahin ihre Geschichte nicht zu berichten wußte, da begann sich in Feindesland zwischen dem deutschen Heere und dem Endpunkt der neuen Verkehrsader wieder eine weite Kluft aufzuthun, welche für die Verpflegung nur durch zeitraubendes Ausladen und durch Beförderung auf requirirten Wagen zu überschiffen war. Tausende von Bauernwagen, schlechtes Fuhrwerk, verzweifelte Leute, langsames, oft gehemmtes Fortschleichen auf wenigen Straßen hinter Truppen her, welche täglich 5—7 Meilen vorrückten, und am Abend von ihren Proviantwagen, die sich aus den Colonnen mühevoll versorgt hatten, in den bivouaks nicht mehr erreicht oder gar nicht aufgefunden werden konnten. Das waren vom 20. August bis nach dem 1. September Tage, wie sie nur ein so geduldiges, ausdauerndes, treues Heer ohne schwere Einbuße an Kraft und Disciplin zu überstehen vermag. Aber diese Tage waren zugleich und trotz allen Entbehrungen der Truppen schwere und rühmliche Kraftproben für unsere oberste Armeeverpflegung. Der Soldat wird sich bei jenen Märschen immer zunächst der Strapazen und der mangelhaften Beköstigung erinnern und seinen freundlichen Gruß für seine Intendanturbeamten bereit halten, die Feldherren unseres Heeres wissen wohl, daß der Tag von Sedan nur möglich wurde, weil die verpflegenden Factoren des Heeres unter den schwierigsten Verhältnissen immer noch weit mehr gethan haben, als man seither für möglich hielt. Seitdem wird die Verpflegung unseres Heeres in neuem, großartigerem Maßstabe betrieben, um den Bedürfnissen der Belagerung von Metz und





dringend eine gründliche Neugestaltung. Doch darüber soll bei anderer Gelegenheit berichtet werden.

Aber die Sicherheit, daß wir selbst im fremden Lande auszuhalten vermögen, verblendet nicht über die furchtbaren Folgen, welche die fortgesetzte Belagerung von Paris für die Eingeschlossenen haben muß. Die Denkschrift, welche in Folge der Beobachtungen unserer Generalintendantur von Berlin aus veröffentlicht wurde, drückt nur sehr vorsichtig das wirkliche Sachverhältniß aus. Die Franzosen haben die Umgegend von Paris auf mehrere Meilen aller Lebensmittel beraubt, was Einzelne etwa noch versteckt hatten — für das Ganze ohnedies unwesentlich — hebt die Spürkunst unsrer Soldaten aus dem Boden und den Mauern; die Eisenbahnlinien, Brücken, Viaducte, Canäle sind von den Franzosen zerstört, unser Heer hat durch Requisitionen der Intendantur und der Truppen die ganze weite Umgegend entleeren müssen. Mit jedem Tage vergrößert sich der unselige Bannkreis der ausgeehrten Landschaft. Es ist vorauszu sehen, daß in wenig Wochen ein rüstiger Wanderer, der Paris verläßt, mehrere Tagesmärsche nöthig haben wird, um für Geld einen Bissen Brod zu erhalten. Wird uns Paris durch den Hunger erschlossen, wie soll die geschwächte Bevölkerung, Männer, Weiber, Kinder diesen Wintermarsch durch die öde Landschaft überstehen, und wie soll das Land, welches weithin arm an Lebensmitteln sein wird, diese Hungrigen aufnehmen und erhalten? Die Franzosen werden diese Betrachtung höhrend mit den Worten abfertigen: „Es ist die eigene Noth, welche dem Feinde solche Bilder eingibt“, und mancher Bewohner von Paris, welcher soeben sein Cotelett für zehn Franken genossen hat, empfindet in dem Bewußtsein, daß sein Beutel noch gefüllt ist und daß seine Beine ihn im schlimmsten Fall aus dem Hungergebiet hinaustragen werden, einen angenehmen melodramatischen Schauer bei dem Gedanken, daß er den letzten Act von Halévy's Oper „Guido und Ginevra“ überleben wird. Aber die Augen der



Mittelpunkt eine Stadt von 1½ Millionen Menschen und über 300,000 Bewaffneten ist. Von den außerordentlichen örtlichen Schwierigkeiten waren die größten der gewundene Lauf der Seine und Marne, welche die Verbindung und schnelle Unterstützung der einzelnen Corps erschweren; dazu kamen andere Bedenken, die in der ungewöhnlichen Beschaffung der Besatzung lagen. Der Sinn des Volkes, welches dort eingeschlossen wurde, gleicht den hohlen buntgemalten Figuren aus Gummi elasticum, welche in Paris angefertigt werden; sie werden durch den Schicksalsdruck eines Daumens schnell zu jeder Art Frage umgestaltet, und schnellen, von dem Druck befreit, sofort wieder zu der ursprünglichen Gestalt zurück, ohne eine Spur des Eindrucks zu bewahren. Die Belagerer hatten sorglich zu hüten, daß nicht die fast unvermeidlichen kleinen Erfolge der Belagerten bei plötzlichen Ausfällen den windigen Muth der Stadt, den unsere Umschließung niedergedrückt hatte, wieder hoch emporhoben. Nächst der weise überlegten Aufstellung ist auch eine außerordentliche Wachsamkeit und Umsicht der einzelnen Truppenführer nöthig, und Offizieren wie Mannschaften ist der Vorpostendienst eine schwere Arbeit.

Man darf in Deutschland nicht besorgen, daß die Führer unseres Heeres in dem Selbstgefühl von BerufsSoldaten die Hindernisse unterschätzen, welche eine Volksbewaffnung bereiten kann. In Preußen zumal ist mehrfach erprobt worden, wie viel der bewaffnete Bürger in gewissen äußersten Nothfällen den regulären Truppen zu helfen vermag. Die Freischützen und Mobilgarden von Paris können hinter Brustwehr und Barrikade nach einigen Wochen militärischer Uebung guten Dienst thun, — wenn wir ihnen dazu Gelegenheit geben, sie werden sich vielleicht auch bei einem Ausfall einmal mit Erbitterung vertheidigen; aber für die meisten militärischen Aufgaben in der Schlacht und auf dem Marsch werden sie, wie sie jetzt sind, ohne systematische Zucht, sich einem tapferen dis-



Soldaten, Gesetz des Heeres und internationaler Kriegsbrauch bändigen ihm die Willfür und richten seine Gedanken und Werke nach den Zwecken seines Staates. Er ist bei gleicher Waffenzeit nicht nur ein besserer Krieger, als der französische Mobile, sondern mit diesem verglichen auch der civilisirte Mann gegenüber einem Halbwilden. Und dieser letzte Vorzug ist wohl werth, daß die allgemeine Aufmerksamkeit darauf weile. Vor wenigen Wochen hat der Prinz von Joinville, der einst selbst ein Feldherrnamt bekleidet hat, die Ruchlosigkeit begangen, öffentlich die friedlichen Bürger und Bauern Frankreichs zu blutigen Mordacten an den eindringenden Deutschen aufzufordern — es ist derselbe Prinz des Hauses Orleans, welcher verjagt aus Frankreich und gastfrei in England aufgenommen, sich bei seinen unmilden Landsleuten dadurch Huld zu gewinnen suchte, daß er ihnen sofort in einer Schrift von England her auseinandersetzte, wie sie es anfangen müßten, die englische Flotte zu besiegen. — Nach ihm hat die provisorische Regierung in frevelhafter Verstörung, die an den unwissenden Köpfen von Paris eher entschuldigt werden kann, in ähnlicher Weise den Krieg der Bürger und Bauern gegen die feindlichen Heere verkündet. Dieser Act hat denn auch in einem Theil Frankreichs zur Bildung von Banden geführt, welche, halb Patrioten halb Räuber, unseren Heeren oft lästig werden. Es sind Feldjäger und Posillone abgeschossen worden, es sind Wagen mit Verwundeten und Proviant, sogar einzelne Colonnen aufgehoben, es sind kleinere Heeresabtheilungen überfallen und gefangen; man hat aus Häusern und Hecken auf durchziehende oder gar auf kämpfende Truppen geschossen, hat sogar Verwundete und Einquartierte gemeuchelt und einigemal scheußlich verstümmelt.

Dafür sind durch unser Oberkommando oder unsere Soldaten den Thätern bis jetzt etwa folgende Strafen aufgelegt worden: Außer der humoristischen Strafe von 250 Flaschen Champagner (für den Schuß beim Eintritt in Rheims) in



tung der Urzeit zurück, er gibt dieselben der Strafe, der Rache, der nothwendigen Zerstörung durch den Sieger preis. Der deutsche Soldat ist verpflichtet, Leben und Eigenthum seines feindlichen Quartiergebers so zu achten, wie das seiner Landsleute, nur Obdach, Lager und zuweilen Kost hat er zu fordern. Von dem Tage, wo er weiß, daß sein Quartiergeber durch die feindliche Regierung verpflichtet wird, den Einquartierten feindlichen Banden zu überliefern, ja selbst zu töten, vom Hinterhalt aus, durch das Essen, oder wenn der Einquartierte schläft, so muß der Soldat den Bürger und Bauer austilgen, aus der Wohnung in die Ferne jagen, ihm alle Mittel zu der Unthat, Haus und Hof, Geräth und Vieh zerstören; er muß die Städte und Dörfer niedersengen, das Land, welches er besetzt, in eine Wüste verwandeln. Selbstverständlich wird dadurch auch für ihn die Aussicht geringer, sich unter den fremden Brandstätten zu erhalten. Aber als Sieger hat er doch unvergleichlich größere Mittel sich zu ernähren, aus seiner Heimat und anderswoher Zufuhren zu beziehen, als der Letzte auf dem verödeten Gebiet auszubauern, endlich dasselbe durch Colonisten seines Stammes neu zu bebauen.

Wollen die Kelten von Paris uns zwingen, im 19. Jahrhundert einen solchen Kampf gegen sie zu führen, indem sie ihn ruchlos, abenteuerlich gegen uns aufregen, so werden sie die Folgen zu tragen haben.

Wir haben mit schwerem Herzen und sehr gegen unsern Wunsch diesen unnöthigen Krieg, den die Franzosen uns erklärten, aufgenommen. Wir haben bisher die civile Bevölkerung mit einer humanen Schonung und Rücksicht behandelt, die sie wahrlich nicht um unsere Truppen verdient hat. Wir werden aber zuletzt genöthigt werden, sie zu behandeln, nicht wie ihre Falschheit und Tücke uns behandeln möchte, aber so wie nöthig ist, um ihnen die Scheu vor dem Stärkeren eindringlich zu machen.

Während die Nationalregierung bewaffnete Banden er-





Theilnahme betrachtet. Jedem Cabinet wandeln sich diese gemeinamen Empfindungen nach den eigenen Interessen, im Ganzen hat die Staatenfamilie Europas vorwiegend conservative Neigungen, sie erträgt auch Lästiges, was sich eingelebt hat, mit langer Geduld, aber sie betrachtet jede Neuerung mit dem größten Mißtrauen. Fast alle Regierungen haben sich der Demüthigung des kaiserlichen Frankreichs gefreut, alle sind der Vergrößerung Deutschlands bis in die Vogesen abgeneigt. Wenn jetzt England im Verein mit Oestreich und Italien vorsichtigen Rath für Waffenstillstand und Einberufung einer Constituante ertheilt, und der Kaiser von Rußland in directem Schreiben Schonung für Paris erbittet, so halten wir nicht für leicht, eine solche Lebensäußerung der Großmächte mit hochachtungsvoller Gleichgiltigkeit abzufertigen, wie unbequem uns der Rath auch gerade jetzt kommen mag, und es wird aller Gewandtheit und Energie unseres auswärtigen Amtes bedürfen, um die Ansichten der Neutralen mit dem in Einklang zu bringen, was für uns militärisch nothwendig ist.

Denn die Ueberzeugung ist im Heer und Volke allgemein, daß die Franzosen noch nicht so weit gebracht sind, um in eine Abtretung des Elsaß und des Saargebiets zu willigen, und daß eine Unterbrechung unserer militärischen Operationen gerade jetzt für uns unheilvoller wäre, als eine verlorene Schlacht. Erst wenn Metz und Paris in unserer Gewalt sind, dürfte die Zeit für Zusammentritt einer französischen Constituante gekommen sein.

An den Festfahnen, welche unsere Landsleute in den letzten Monaten zur Siegesfeier von Fenstern und Dächern wehen ließen, war in Norddeutschland zuweilen Schwarzrothgold zu schauen. Nicht nur bei solchen deutschen Hausbewohnern, welche aus alter Gewohnheit oder Unzufriedenheit diese Bannerfarben hochschätzen, oder in sparsamem Gemüth eine vorhandene Flagge aufzubrauchen wünschen. Auch kluge Leute lassen, z. B. in Berlin, die Reichsfahne von 1848 wehen; denn — so erklären



Jahr ist es her, seit das schwarzweißrothe Banner für dreißig Millionen Deutsche das Zeichen ihrer politischen Einheit und Stärke geworden, und schon ist es für alle Landsleute in der Fremde, für weite Gebiete unserer wichtigsten Interessen ein theurer, hochgeehrter Besiz, das Symbol der Sicherheit, des Rechts, der Ehre. Unsere Barkschiffe und unsere Kriegscorvetten haben diese Farben in die entlegensten Häfen fremder Welttheile getragen, von den Flaggenstangen hundert deutscher Consulate wehen dieselben feierlichen Farben über fremdes Gebiet, halbwilde Nationen haben sich gewöhnt, mit Scheu darauf zu blicken, und sie rühmen die neue Macht, die so plötzlich aus der Ferne heraufstieg und mit ihrem Zeichen so wunderbar schnell alle Meere, Häfen, Waarenlager bedeckte. Es war nicht kleine Arbeit, die neue Flagge unter jedem Himmelsstrich, in China, Brasilien, unter Arabern und Negern bekannt und gefürchtet zu machen. Und es war etwas sehr Großes, daß in einem Jahre über der ganzen bewohnten Erde die Männer deutscher Abstammung, harte kühle Geschäftsleute, jauchzend die Hüte schwenkten und einander mit thränenden Augen umarmten, weil diese Farben über ihren Häuptern aufgezo- gen wurden, um sie zu erlösen von der alten Unfreiheit, Vereinsamung, Schutzlosigkeit und ihnen in der Fremde eine gemeinsame Heimat zu geben, und den höchsten und werthvollsten Männerstolz auf das entfernte deutsche Vaterland. — Sie aber, Herr Hausbesizer in Berlin, der Sie für die Aussicht auf ein größeres deutsches Reich bereits Ihr Fahnentuch einrichten lassen, fragen Sie doch wegen der Veränderung noch vorher herum, etwa das Mitglied eines deutschen Sängerbundes aus St. Louis und San Francisco, einen deutschen Kaufherrn aus Shanghai oder meinetwegen den Präsidenten der Vereinigten Staaten oder einen Würdenträger aus Japan, und alle diese werden Sie anschauen wie einen Narren. Die schwarzweißrothe Flagge ist eingebürgert unter allen Völkern der Erde, und es wäre unnütz, schädlich und frevelhaft, das



von ihrer Parteipresse der Schwäche, Unfähigkeit, Unsäuberlichkeit und Günstlingswirthschaft bezichtigt.

Wir blicken forschend in die Seelen der neuen Gewalthaber Frankreichs. Das ist doch ein jämmerliches Actenstück, in welchem die Herren der provisorischen Regierung zu Tours durch die schnelle Feder Gambetta's den Marschall Bazaine als Verräther vor Mit- und Nachwelt zu brandmarken bemüht sind. Sofort auf die Nachricht von dem Verlust der Festung, ohne Kenntniß der Beweggründe und Einzelheiten, verfechten Männer, welche die höchste Obrigkeit eines menschenreichen Volkes darstellen, schimpfend wie Schulknaben die Soldatenehre eines Mannes, der, wie auch sonst sein Charakter und Wesen sein mag, doch jedenfalls in verantwortlicher Lage mehr Todesgefahr durchgekostet und seine Willenskraft härter geübt hat, als die Herren der Ballonregierung von Tours. Ihnen zu antworten würde für einen Deutschen nicht der Mühe lohnen. Da aber auch in einer deutschen Zeitung, deren militärischer Berichterstatter großen Anspruch auf Beachtung hat, das Verfahren des Marschalls abfällig beurtheilt worden ist, so sei hier gestattet, an das wirkliche Sachverhältniß zu erinnern. Wir haben keine Veranlassung für die Energie des Marschalls Bazaine Lanzen zu brechen, wir möchten nur nicht, daß man einen gedemüthigten Gegner strenger behandelte, als recht ist.

Wir wissen aus der gedruckten Correspondenz Bazaine's mit dem kaiserlichen Generalstab, daß der Marschall am 20. August, als er nach den Schlachten vom 14., 16., 18. August vor Metz eingeschlossen worden, bereits den Ernst seiner Lage erkannte. Jene drei großen Schlachttage, deren Frucht am 27. October geerntet wurde, hatten unser siegreiches Heer so schwer betroffen, daß trotz des Sieges ein finsternes Gefühl der Trauer obenauf war, und unsere höchste Armeeleitung sich selbst sagte, daß es so mit dem Schlachtenmord nicht weiter fortgehen dürfe. Wir sind also zu der Annahme berechtigt,



pferde, Cavallerie mit schlechtester Geschützbespannung. Eine solche Masse ist in freiem Felde, von überlegenem Feinde verfolgt, der Auflösung und dem Niedermegeln verfallen. Wir meinen nicht, daß der höchstgespannte militärische Stolz einen Feldherrn verpflichtet, das Leben von hunderttausend Menschen unter solchen Umständen nutzlos zu opfern.

Daß der Marschall nebenbei noch Widerwillen gefühlt haben mag, die etwa freiwerdenden Trümmer des kaiserlichen Heeres der republikanischen Regierung zu überlassen und sich selbst als übelbeleumdeten Bonapartisten verbannt zu sehen, ist sehr wahrscheinlich. Aber wir vermögen nicht zu erkennen, daß dieser Gedanke sein Thun in irgend einer tadelnswerthen Weise beeinflusst hat. Er hat sein Heer und die Festung nach zähem Widerstand übergeben, als die Lebensmittel zu Ende waren und alle Schrecken der Auflösung drohten. Und das war militärisch ganz in der Ordnung.

Für uns liegt die Schwierigkeit der Lage in Folgendem: Die Republikaner täuschen sich nicht darüber, daß sie die Minorität in Frankreich sind, sie wollen daher keine Constituante. Und obgleich fast jeder von ihnen in der Stille überzeugt ist, daß Elsaß und Deutsch-Lothringen für Frankreich verloren sind, so will doch keiner eine Hand rühren, um Abtretung und Frieden herbeizuführen, weil sie wissen, daß solche Handreichung den Haß gegen sie selbst steigern und die Zurückberufung des Kaisers fördern würde. Ebenso wissen der Kaiser und die Kaiserin, daß die Abtretung unvermeidlich ist, aber auch, daß sie selbst ihre Abneigung dagegen aussprechen müssen, weil die Einwilligung ihre Aussichten verschlechtern würde, und sie wünschen, daß die Republikaner genöthigt werden, dies Gehässige auf ihr Haupt zu nehmen. Zwischen solchem Gegensatz selbstsüchtiger Interessen läuft Herr Thiers, die alte Elster, hin und her in dem schwierigen Bemühen, mit patriotischen Vorträgen das Unglück zu beschwören. Unsere Aufgabe aber wird sein, die Republikaner zu Friedenspräliminarien zu zwingen, und





die Barrikaden, die Kerutruppen in gedeckter Stellung, Alles erwies sich wirkungslos. Als die Franzosen in wilder Flucht nach der Stadt zurückstürzten, wurde den Zuschauern das Herz schwach. Auch Trochu hat seitdem den Muth verloren, die große Truppenmasse, die er gebildet, zu einer Sprengung des Belagerungsringes zu verwerthen. Jetzt darf man wohl aussprechen, daß diese Möglichkeit bis vor wenig Tagen vorhanden war, und daß unsere Generalstabsoffiziere die letzten Wochen in einer gewissen Nervenspannung durchlebt haben. Es waren 300,000 Mann Truppen in Paris gegen nicht viel mehr als 200,000 Deutsche in dem Belagerungsheer. Die Besatzung von Paris ist nicht zu jeder Art von Felddienst brauchbar, aber sie war in der ungeheuren Mehrzahl noch nicht geschlagen, sie war erhitzt und hatte Grund genug, in einem Kampf sich einzusetzen. Daß ihnen der Sieg geblieben wäre, darf ein Deutscher bezweifeln, aber ein Erfolg und vielleicht ein zweiter lagen gar nicht außer der Möglichkeit. Es ist bezeichnend, daß dieselbe Partei, welche dem Marschall Bazaine so wilde Verwünschungen nachschleuderte, weil er mit einem geschlagenen und entmuthigten Heer vor Metz keinen Ausbruch gewagt hatte, selbst vor derselben Aufgabe muthlos stillsteht. Jetzt ist die Zeit verpaßt, seitdem schließen zwei andere Armeen, im Norden Manteuffel, im Süden Prinz Friedrich Karl die Hauptstadt durch neue militärische Linien von Frankreich ab. Sogar der Vorstoß der Voirearmee und das Treffen bei Coulmiers vermochten den Entschluß zu einem großen Unternehmen den Parisern nicht zu geben. Und doch war damals der letzte Augenblick, um noch einen Erfolg zu erringen.

Jenes Rückzugsgefecht v. d. Tann's hat viel Staub aufgerührt, bei den Franzosen wie bei uns. Das bairische Corps stand entfernt von der Hauptarmee, in ausgelegter Stellung, die durch die Beschaffenheit der Gegend und die Lage des Belagerungsheeres nothwendig geworden war. Wenn v. d. Tann, wie wir aus dem Bericht eines talentvollen zugeordneten Offiziers



schluß von Belfort und die Sicherung der Eisenbahnlinie durch Vormarsch gegen Süden auszuführen hatten — mühevoll für die Truppen, sorgenvoll für die Feldherren —, zog General Manteuffel gegen die französische Nordarmee und drückte nach der Einnahme von La Fère und Diederhofen den auf Paris vorstoßenden Feind in siegreichem Treffen über Amiens zurück. Unterdeß näherte sich die Armee des Großherzogs von Mecklenburg von Nordwesten, die größere Armee Friedrich Karl von Osten der Loirearmee, ersterer drängte die Vortruppen von Dreux ohne große Mühe bis in die Nähe von Le Mans hinauf, das 10. Corps des Prinzen Friedrich Karl wehrte einen Tagemarsch nordöstlich von Orleans erfolgreich einen heftigen Stoß des Feindes ab, welcher sich hier der Flankirung durch die Deutschen vergebens zu entwinden suchte. Da die Aufgabe der deutschen Heere sein muß, die Loirearmee, welche wir auf der Linie von Orleans bis Le Mans annehmen, nicht nur zu beobachten, sondern vor der Einnahme von Paris zu schlagen, so haben wir allerdings in der nächsten Zeit dort neue Zusammenstöße zu erwarten. Nur möchten wir gegen die Sicherheit ankämpfen, mit welcher hier und da die bevorstehende Vernichtung und Gefangennahme einer dritten feindlichen Armee von ungefähr 80—100,000 Mann verkündet wird.

Abgesehen davon, daß dergleichen ungeheure Resultate nicht auf jeder Dertlichkeit möglich sind, und am schädlichsten erst dann verkündet werden, wenn sie zur That geworden sind, so hat die deutsche Kriegsführung jetzt mit einem Gegner zu rechnen, welcher entscheidende Schläge sehr erschwert, und welcher der schönsten Berechnung des Feldherrn und der größten Tapferkeit seiner Truppen nur spärliche Erfolge zu gönnen pflegt, und dieser Gegner großer Siege ist der altherkömmliche Lauf unserer Winter Sonne, die Kürze der Tage. Bei der Größe unserer Heere, bei der Art unserer Kriegsführung und Armeeverpflegung sind die Hauptstellungen feindlicher Heere, selbst wenn diese einander gegenüberlagern, fast immer durch ein



können, wenn es möglich wäre, die Vorräthe der ungeheuren Stadt bis auf den letzten Centner gleichmäßig zu vertheilen, aber die sociale Krisis hat dort bereits begonnen, und sie läßt schnelle Entscheidung erwarten, sobald erst die fliegenden Hoffnungen auf Entsatz durch die Loire- und Nordarmee niedergeschlagen sind.

In Frankreich sucht man Muth in der Betrachtung, daß das Unglück sich seit dem Sturz Napoleons und der Ergebung seiner Marschälle und Heere gewandt habe, die Soldaten und Generäle der Republik seien von anderer Energie und besserem Metall. Auch bei uns ist eine ähnliche Auffassung nicht ungewöhnlich. Aber in Wahrheit haben sich die Truppen der Republik nirgend besser, selten so gut geschlagen, als die kaiserlichen Heere bei Wörth und vor Metz, und keiner der republikanischen Generäle hat zur Zeit unzweifelhafte Proben einer größeren Feldherrnbegabung erwiesen, als Mac Mahon und Bazaine zeigten. Der Unterschied in den Ergebnissen liegt — bis jetzt — allein in der veränderten Art der Kriegsführung, und diese Veränderung ist an sich kein Verdienst der Franzosen, sondern eine Folge ihrer Niederlagen. Der Anfang des Krieges war ein Kampf der großen geschulten Heere, er bot der Kunst der Feldherren die umfassendsten Aufgaben, stellte an die Offiziere und Soldaten die höchsten Zumuthungen großer Feldschlachten. Es wärebarer Unsinn, zu behaupten, daß die Franc tireurs Gambetta's und die Mobilen Trochu's in dieser Art von Kampfe dasselbe oder ähnliches geleistet hätten, wie die Bataillone Bourbaki's, die Kürassiere von Wörth, die Chasseurs d'Afrique von Sedan. Jene Irregulären wären trotz alles ungeschulten Muthes in der großen Schlacht vor den deutschen Granaten und dem preußischen Sturmangriff verweht wie Spreu im Winde. Seit Sedan war die Feldarmee Frankreichs beseitigt, nicht das Land unterworfen. Wir wissen allerdings, daß jene Feldarmee stärker war als man annahm, wenigstens 350,000 Mann, und daß

Frankreich außer ihr und außer dem Rest der Algier- und Marinetruppen noch 150,000 Mann an Depotbataillonen und Besatzungen hatte. Trotzdem muß die Feldarmee Frankreichs bei jedem Wehrsystem verhältnißmäßig schwächer sein, als die unsere, solange dieser Staat die Erbschaft Ludwigs XIV, das gewaltige Netzgeflecht von Festungen erhält und bewehrt. Dieses System macht die Defensivkraft Frankreichs dagegen stärker als die jedes anderen europäischen Großstaats, es erschwert dem siegreichen Feinde die Bewältigung des Landes, aber es legt auch dem Lande selbst sehr schwere Friedenslasten auf und im Kriege wahrscheinlich nur eine Verlängerung des Leidens. Am 2. September wußte man in unserer Heeresleitung, daß jetzt ein ganz neuer Kampf, der Festungskrieg und der kleine Krieg beginne. Man erwartete vielleicht die Einnahme von Metz und Paris in kürzerer Frist, aber man rechnete richtig, daß außerdem noch ein Ueberziehen des ganzen Landes durch unsere Armeecorps nöthig sein werde, und wahrscheinlich viele Einschließung und Belagerung fester Plätze. Die Republikaner nehmen seitdem das Verdienst in Anspruch, daß sie das Volk zum Kriege begeistert und überall neue Heere geschaffen. Ohne Zweifel haben sie viele Tausende von Freiwilligen zum Heere und viele hundert Bauern in die Wälder gelockt. Aber man darf behaupten, daß jede energische gesetzliche Regierung bei den vorhandenen Wehrkräften dasselbe Ergebnis, und zwar in geordneter Weise erreicht hätte. Denn die vorhandenen Linientruppen gaben für große Neubildungen Rahmen und Anhalt, die Festungen sichernde Stützpunkte. Und die Frage ist nur, ob eine sichere und gesetzliche Regierung ein solches Aufbieten der letzten Kraft und einen Krieg bis zum Aeußersten als vernünftig und für Frankreich heilsam erachtet hätte. Es ist aber lehrreich, daß überall, wo die Franzosen ernste Gefechte wagen, der Kern ihrer Angriffstruppen doch die Linienbataillone älteren Bestandes sind, obgleich die regulären Neuformationen in acht Wochen Zeit hatten, sich für den Felddienst reglementsmäßig

auszubilden. Daß die ganze Einrichtung der irregulären Freischützen und Freiwilligenlegion ein politischer und socialer Frevel ist, wurde früher einmal ausgeführt.

(Strengboten 1870, Nr. 50.)

In dieser Woche großer Ereignisse gaben die harten Kämpfe auf der Südostseite von Paris auf's Neue zu einer Vergleichung mit den Ereignissen vor Metz Veranlassung. Es war am 30. November und 2. December ein sehr blutiges Ringen, die Sachsen und Würtemberger hatten weitaus den Hauptantheil an Verlust und Ehre; wie bei Ausfällen aus großen Festungen neuen Stils unvermeidlich ist, drängten die gesammelten Massen der Belagerten zuerst an der Ausfallstelle die entgegenstehenden deutschen Truppen zurück, bis sie durch Anzug größerer Massen aufgehalten und zurückgedrückt wurden. Dabei ist das Zahlenverhältniß erwähnenswerth; nach niedrigster Schätzung zählten die über die Marne ausfallenden Franzosen 80—100,000 Mann, ihr Angriff wurde in der Hauptsache durch eine Division (4 Regimenter) der Sachsen und die württembergische Division, zusammen jetzt etwa 22,000 Mann, zurückgeschlagen. Aber freilich ist die ungleich größere Güte unserer Truppen auch nothwendig, denn das deutsche Heer umfaßt in weitem Ringe mit seiner Minderzahl die Befestigungen der Riesenstadt, welche doch außer den Nationalgarden eine der Zahl nach uns überlegene Masse geschulter Soldaten, im Schutz ihrer Kanonen, in Besitz von unermesslichen Kriegsmitteln, zählt. Die Belagerung von Paris ist also für die Deutschen eine weitaus schwerere Arbeit, als die von Metz, sie ist überhaupt etwas Neues, in dieser Art nicht Dagewesenes. Und doch haben die Belagerten mit allen Vortheilen, welche ihnen bei einem Kampf in der Nähe von Paris zustehen, in den letzten großen Ausfällen durchaus nicht mehr erreicht, als Bazaine vor Metz. Auch wird sich schwerlich behaupten lassen, daß die Anstrengungen Ducrots, bei Berücksichtigung jenes





fangenen, der eroberten Geschütze ist kaum noch zu übersehen, aber wir vermögen einen Feind nicht zu besiegen, die feltische Selbstgefälligkeit, Unwahrheit, Eitelkeit.

Ob dem hoffnungsfrohen Paris die für die Uebergabe nöthige Ernüchterung schnell kommt, werden die nächsten Tage lehren, da die Posten aus der Stadt trotz der Wachsamkeit unserer Truppen doch mit großer Regelmäßigkeit ihre Schleichwege finden, sicherer als die abenteuerlichen Ballons und Briestauben. Darauf aber müssen wir vorbereitet sein, daß die gegenwärtigen Machthaber von Paris vorher noch ihr Aeußerstes im Widerstand versuchen. Die Generale Trochu und Ducrot sind in der Lage, durch die Uebergabe viel zu verlieren; Herrn Ducrot, der unter der Anklage steht, als Kriegsgefangener sein Ehrenwort gebrochen zu haben, erwartet ein kurzes Proceßverfahren, wenn er dem deutschen Heer erreichbar wird, und Herr Trochu ist wahrscheinlich kein Feldherr, aber ein hartnäckiger Pedant und eifriger Arbeiter, dessen Ruhm in Frankreich ganz von der Länge des Widerstandes abhängt, welcher durch seine Schöpfungen möglich wird; es ist ihm schwerlich daran gelegen, seine Person in ein neues Königthum oder Kaiserreich zu retten.

Dort an der Seine eine Noth-Republik unter despotischen Führern in den letzten Zügen, an der Spree ein neues Kaiserthum, durch die deutschen Fürsten beantragt, im Entstehen. Uns Altpreußen möge man verzeihen, wenn wir diese Veränderung nicht ganz so ansehen, wie wohl andere Patrioten. Sie soll nützlich sein, auch günstig wirken im deutschen Süden. Wir aber waren lange gewöhnt zu glauben, daß das Herkönigthum unserer Hohenzollern etwas Neues in der Welt und etwas Besseres und Stolzeres sei, als die alte Kaiserkrone; es wird darum im Augenblick Manchem unter uns nicht ganz leicht, die Zuvorkommenheit deutscher Fürsten nach Gebühr zu würdigen.



nur als ein Schreckmittel, nicht als wirklicher Zwang anwendbar wäre, ist selbstverständlich. Soll es dafür nützen, so wird es nur als letzter Druck auf eine entmuthigte, zur Uebergabe geneigte Bevölkerung gebraucht werden dürfen. Trifft es nicht mit hochgestiegener Muthlosigkeit zusammen, so steht zu befürchten, daß der verhältnißmäßig geringe Schaden, den es anzurichten vermag, gerade die entgegengesetzte Wirkung haben und die Pariser zu neuem Troß verhärten würde. Es bleibt also nur, was mühevoller ist, aber militärisch sicherer, ein Angriff der Festung in regelmäßiger Belagerung, denn von einem Handstreich kann bei Paris nicht die Rede sein. Für solchen Angriff haben wir ungefähr 300 schwere Positionsgeschütze gegen mehr als die zehnfache Zahl in Paris, und etwa 215,000 Mann Belagerungstruppen gegen ungefähr 280,000 militärisch ausgebildete Vertheidiger, zu denen noch etwa 300,000 Arbeiter mit Haxe und Schaufel gerechnet werden müssen. Die Forts sind fast sämmtlich starke Werke; die Vertheidigungskunst hat Vieles gethan, dieselben durch Schanzen, Minen, Torpedos und örtliche Hindernisse zu verstärken, und wenn auch Abenteuer und Schwindel in den Zerstörungswerkzeugen der Pariser sein mag, so ist doch unsererseits jede Vorsicht geboten. Wir haben also einige Forts zusammenzuschießen, dieselben im Nothfall durch Sturm zu nehmen, und das gewonnene Gelände zu weiterem Angriff auf die ausgesetzten Punkte des Stadtwalles zu benutzen. Die geringere Zahl unserer Belagerungsgeschütze würde dafür kein Hinderniß sein, da wir dieselben auf einzelne besonders angreifbare Punkte zu richten vermögen, der Belagerer hat bei solchem Angriff fast dieselben Vortheile, wie der Belagerte beim Ausfall, die nämlich, daß er überlegene Kraft an einer Stelle zu sammeln vermag. Aber eine andere Erwägung ist nicht abzuweisen, die im Kriege oft die Operationen der Feldherren gebieterisch beeinflusst. Jede Kraftäußerung wirkt auf den Feind, solange seine Kraft nicht völlig gebrochen ist, als eine Herausforderung, und hat zunächst eine



































und das Geschrei von Verrath nach jedem Mißerfolge, derselbe scharf ausgeprägte Volkscharakter, welcher einst den Römern lange zu schaffen machte, legt noch heut unseren Feldherren nach einer Reihe der größten Erfolge besondere Schwierigkeiten in den Weg. Nicht was diesem Volke geschieht, sondern was es sich einbildet, ist die Hauptsache, alle Thatfachen werden dort in den Gemüthern durch maßlose nationale Eitelkeit und weitverbreitete Neigung zur Lüge verzogen. Wie ihre Kochkünstler von je verstanden haben, eine Kaze in ein Kanin zu verwandeln, so formen sie sich behend jede Schlappe in einen Erfolg, jeden leidlich verlaufenen Rückzug in einen Sieg um. Und in dieser eifrigen Selbsttäuschung und Täuschung Anderer sind Alle gleich und einig, Diktator, Generäle, Journalisten, das Volk der Straße. Da dieser Erbfehler einige Wirkungen hat, welche andere Völker durch zähe Charakterfestigkeit durchsetzen, so zwingt er unser Oberkommando zu besonderer Vorsicht. Es gilt Alles zu vermeiden, was den Franzosen eine Handhabe werden könnte für das elastische Aufspringen. Durch ein seltenes Zusammentreffen von überlegener Feldherrnkunst und von Glück ist uns bis jetzt jeder wesentliche Nachtheil erspart worden. Aber die ganze Reihe großer Siege, viele tausend eroberte Geschütze, 350,000 Kriegsgefangene würden uns nicht zu einem baldigen Frieden helfen, wenn es den Franzosen nur einmal gelänge, einen unzweifelhaften, wesentlichen militärischen Erfolg zu erringen. Das ganze Land würde wie elektrisirt aufstehen und neue große Opfer und Siege, eine Verlängerung des Kampfes ins Ungewisse müßten folgen. Die Entsendung der Loirearmee und des Generals Bourbaki nach Burgund ist, militärisch betrachtet, eine verzweifelte Maßregel, denn ihre stille Voraussetzung ist, daß man französischerseits aufgibt, von einer Vereinigung aller Streitkräfte und von gleichzeitigem Angriff auf die Armee des Prinzen Friedrich Karl und das Belagerungsheer eine Rettung zu hoffen. Aber sie ist ganz besonders auf das Wesen der



durchaus persönliches Verhältniß, das den Soldaten bis zu völliger Selbstentäußerung und zu unbedingter Hingabe an den königlichen Feldherrn bindet. Und es war auffallend, wie schnell sich dieses Treugefühl den nichtpreussischen Heerkörpern mitgetheilt hat. Der Hesse, Badenser, Schwabe, auch der Baier und Sachse empfinden vor diesem Könige mehr oder weniger stark dieselbe Zugehörigkeit. Man hat im Streit für freie Selbstbestimmung des Bürgers oft die militärische Selbstentäußerung mit Mißtrauen betrachtet, aber sie ist ganz ohne Zweifel ein Quell der Thatkraft und der unwiderstehlichen Tapferkeit unserer Bataillone, ein wundervoll starkes und echt deutsches Gefühl. Und wir sehen nicht, daß diese Treue den Deutschen in friedlicher Zeit verhindert, seine Interessen im Gegensatz zur Regierung zu vertreten. Kehrt der Soldat zu seinem bürgerlichen Beruf zurück, so bewahrt er seine militärischen Empfindungen in stiller Herzkammer, er wählt z. B. als Berliner am liebsten die entschiedensten Oppositionsmänner und stimmt in den Bezirksvereinen für äußerste Maßregeln, er fährt bei Gelegenheit als Landwehrmann nicht ohne innere Bedenken in den blauen Rock, aber im Felde und bei großer Gelegenheit im Frieden bricht aus dem geheimen Winkel seiner Seele dies persönliche Soldatenverhältniß zu seinem Kriegsherrn doch mit der alten Gewalt hervor. Das scheint uns zur Zeit keine schlechte Bürgschaft für die Zukunft.

Neben dem König hat der Kronprinz vollen Theil an der Liebe und Begeisterung des Heeres. Ihm war vergönnt, mit einer Armee, welche fast alle süddeutschen Truppen einschloß, die ersten Siege zu erkämpfen und noch bei Sedan die Entscheidung herbeizuführen. In der schwierigen Stellung als Befehlshaber eines zum großen Theil nichtpreussischen Heeres hat er eine vortreffliche Art bewährt, die verschiedenen Elemente zu verbrüdern. Er hat seine Süddeutschen keineswegs mit besonderer Huld bedacht, als ob er um ihre Zuneigung werbe. Im Gegentheil, er hat ihnen zugemuthet, was sie irgend leisten









tigsten Forts, die Abführung der Regulären und Mobilien, die Entwaffnung der Nationalgarde, vielleicht Besetzung der Bahnhöfe, der befestigten Kasernen und einiger Quartiere, welche eine Sicherung und Verbindung mit der äußeren Landschaft leicht machen. Durch ein Ueberwachen der Zufuhren behaupten wir die Herrschaft über die Stadt wirksamer, als durch die unausführbare Besetzung der gesamten Häusermasse. Wir müssen gefaßt sein, daß der nächste Monat herankommt, bevor die Uebergabe zur Thatsache wird.

Die gehobene Stimmung unserer obersten Leitung erkennen wir auch aus den letzten gelungenen Antwortschreiben des deutschen Reichskanzlers, deren eines die Rechtfertigung des Bombardements war. In der That hatte das Beschießen eine Wirkung, die uns nicht zumeist am Herzen liegen darf, die aber ganz unbestreitbar den Franzosen zu Gute kommt. Wenn es, wie wir jetzt sicher wissen, dahin gewirkt hat, den Widerstand von Paris um einige Wochen abzukürzen, so war es die humanste Maßregel, welche wir in der Hand hatten, die Leiden der Bevölkerung zu mindern. Denn die Zahl der täglichen Opfer, welche von den Parisern auf etwa zwanzig angegeben wird, erreicht nicht den zehnten Theil der Opfer, welche den Entbehrungen, der Kälte und dem Hunger in der belagerten Stadt täglich verfallen. Diese Opfer zählt man in Paris nicht. Die steigende Ziffer der Todesfälle durch Krankheiten spricht aber vernehmlich genug.

Mit besonderem Behagen geschrieben und ein Meisterstück diplomatischen Stils ist das andere Schreiben des Grafen Bismarck, worin derselbe Herrn Jules Favre die Genehmigung, Paris zu verlassen, verweigert. Wie bekannt, hatte Herr Favre in weitschweifigen Ergüssen zuerst erwogen, ob er zu der Pontus-Conferenz nach London zu reisen habe, dann fast in demselben Athem sich aufbauschend die Aufforderung zur Theilnahme als eine Anerkennung der gegenwärtigen Regierung Frankreichs durch die Vertragsmächte verkündigt. Es ist kein größerer







Einsicht wird in diesen entscheidenden Tagen zum Schicksal für das menschenreichste Volk. Nie ist die Bedeutung des einzelnen Mannes gegenüber seinem Volk größer und die Verantwortlichkeit furchtbarer, aber nie verdient er auch mehr ein rücksichtsvolles Urtheil, als in solchen Stunden, wo er zu meist aus seiner eigenen Einsicht und Kraft die letzte Entscheidung für Alle zu holen hat. Gerade darum aber fühlen wir als eine Beschwerde für unsere höchsten Führer, daß sie in so gewaltiger Zeit so weit von ihrem Volk entfernt sind, in fernem Land, ohne die stille unablässige Einwirkung, welche die Meinung der Vertrauten, Parteien, des Volkes sonst ihnen selbst zur Freude und zum Aerger auf sie ausübt.

Für Alle ersehnen wir die Heimkehr. Für unsere kaiserlichen Herren, denen wir eine größere Abwechslung in dem geselligen Verkehr wünschen, als der Club schlachtenbesuchender Fürsten zu Versailles bietet, für unseren Reichskanzler, dessen Herrschergewalt sich vor den Parteien im Reichstag besser bewähren kann, als in seinem Gegensatz zum großen Generalstab, für unsere Generäle und Offiziere, denen ihr Hausen unter Prachtmöbeln, Wandbildern und Sèvresporzellan der verlassenen Villen nicht die ehrliche deutsche Genügsamkeit verderben soll, endlich für unser Heer, dem nach unerhörten Leiden und Thaten die Ordnung und Liebe der Heimat so noth thut.

Freilich ist die Kriegsarbeit nicht ganz beendet. Zwar ist dem General Manteuffel gelungen, Bourbaki in die Schweiz zu drängen, aber Garibaldi's Umstellung ist noch nicht erfolgt. Die größte Verlegenheit jedoch ist die Verproviantirung von Paris. Jene Franc tireurbande, welche bei Toul die Eisenbahnbrücke sprengte, hat den Parisern einen größeren Verlust an Menschenleben bereitet, als unsere Beschießung. Unsere Armeeleitung hatte in großartiger Weise durch Magazine und Verträge im besetzten Land für Herbeischaffung von Lebensmitteln gesorgt. Alles war weise ausgerechnet, um außer









Menschlichkeit in dem fürchterlichsten Kriege der Welt, dem dreißigjährigen, gemacht wurden. Freilich gerade, weil er der längste war und unerhörten Nothstand schuf. Während gegen die Wehrlosen unsägliche Greuelthaten verübt und weite blühende Landschaften in Wüsteneien verwandelt wurden, während die Generäle im besetzten Land Wälder niederschlugen und das Holz zu Spottpreisen veräußerten, große Bibliotheken und das Silberzeug reicher Städte und Fürstenhöfe in das Ausland verfuhrten und während die Artillerie die Kirchenglocken, ihr besonderes Beutegut, abschnitt und verkaufte, bildete sich bei den zahlreichen Söldnerheeren ein fester Kriegsbrauch aus. Zunächst gegen die feindlichen Krieger, unter denen jeder Söldner alte Kameraden wußte. In der Schlacht mußte „Quartier“ gegeben werden, wenn es gefordert wurde, mit dem Gefangenen wurde „Cartell“ geschlossen, d. h. er gelobte nicht zu fliehen; zwar gehörte dem Sieger, was er in den Kleidern barg und von dem Gefangenen war es schicklich, dies selbst darzubieten, aber wer „holländisches Quartier“ erhielt, behielt bereits, was sein Gürtel umschloß. Das Lösegeld der Gefangenen war im Ganzen niedrig und durch die Zahlung konnte man jederzeit frei werden. Auch den Nichtkämpfern half die Noth und Habsucht der Heere. Privateigenthum konnte gegen Zahlung einer Summe durch eine „Salva Guardia“ Schutz erhalten, die Landschaften und Gemeinden konnten das gemeinsame Eigenthum und das ihrer Bürger durch eine Bauschzahlung — die Contribution — vor der Plünderung retten. Zwar wurde oft gezahlt und doch geplündert, aber die Verwüstung selbst zwang den Heeren wie dem Volke die Erkenntniß auf, daß die Bewahrung des Privateigenthums ebenso sehr ein Lebensinteresse der feindlichen Heere sei, als der Einwohner. Am Ende des Krieges war Verachtung und Haß gegen die Generäle, welche im Verdacht besonderer Raublust standen, allgemein und sehr laut, und als in dem nächsten Geschlecht die Franzosen ihre Feuerbrände in die Städte und Dörfer der







































gehen. Und das ist nur deshalb möglich, weil die Offiziere im Großen und Ganzen ihnen Vorbilder nicht nur militärischer Ehre, sondern auch der Ehrlichkeit, Menschenfreundlichkeit, opfervollen Hingabe an die Pflicht sind, weil die Soldaten in den Offizieren die gebildeten und ehrenwerthen Menschen ehren und lieben. Bei unserem Heer ist ganz unmöglich, daß der Soldat seine Offiziere des Verrathes oder der Bestechung durch den Feind für fähig hält, es wäre ein Ausnahmefall, wenn er ihm überhaupt irgend eine unehrenhafte Handlung zutraute. Die oberen Führer dieser stolzen Genossenschaft aber sind wieder solche, in denen das ganze Heer nicht nur die höchste Tüchtigkeit, auch das edelste Pflichtgefühl ehrt. Und solange die Franzosen dies nicht einsehen, und solange sie nicht im Stande sind, für das französische Heer ähnliche Verhältnisse zu schaffen, ist ihr Rachegeschrei Theaterphrase und ihre Hoffnung auf künftige Genugthung das Traumbild von Thoren.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 9.)

18. Der Friede. Mit dem ersten warmen Frühlingshauch kam uns die Friedensbotschaft. Wer diesmal unter dem Flaggenschmuck einer deutschen Stadt dahinschritt, der fand überall, wie unsere Volksart ist, ruhige Freude, er tauschte mit Bekannten kräftigen Händedruck und wenige Worte, aber Jeder war sich selbst bewußt, daß er die größten Gedenktage seines Volkes erlebe. Und wer in gereiftem Alter das Glück dieser Tage schaute, der fühlte zugleich, daß sie in Vielem die Erfüllung waren seiner höchsten Lebenswünsche, und die wundergleiche Vollenbung langjähriger Arbeit seiner Zeitgenossen.

Denn den Aelteren unter uns ist das größte Glück zu Theil geworden, welches ein gnadenvolles Geschick den Geschlechtern der Erde gewährt; sie haben erlebt, Allen greifbar und verständlich, wie unsere Nation zu politischer Einheit und



ist in sehr stattlichem Volke, und wir prüfen, wie ihn seine neue Großmachtstellung kleidet und auf welchen Pfaden seine Seele dazu herangekommen ist. Junker aus der Mark, wie lange ist's her, daß dir auf deinem Erbe die dreifarbigte Flagge und der ganze deutsche Schwindel tödtlich verhaßt waren, und jetzt hast du so todesmuthig dein Leben gewagt für dieselben Farben und für die Herrlichkeit des deutschen Reichs. Wo ist dein Widerwille gegen stehende Heere und Militärausgaben, du entschiedener Unzufriedener? wo, Sachse und Baier, eure Abneigung gegen die preussischen Pickelhauben? ihr alle seid bezichtigt heimlich Kaiser Wilhelms Porträt nach Hause getragen zu haben. Vieles hat der Deutsche sich selbstthätig auf eigene Hand verschafft, Eines hat er lange entbehrt, den edeln Stolz auf die politische Geltung seines Volkes. Jetzt fühlt er das Glück, so voll, so mächtig!

Aber Keiner mehr, als die Deutschen in der Fremde, und darum gebührt ihnen der erste Friedensgruß. Liebe treue Landsleute! Euer Viele sind arm an Glück und unzufrieden mit der Heimat weit über das Meer gezogen, und Mancher von euch hat lange Jahre an deutsche Wirthschaft ohne Freude gedacht. Jetzt aber, wo die Heimat euch bot, was ihr in der Fremde schmerzlich vermißtet, ist euch im wahren Gemüth die patriotische Begeisterung zu Flammen aufgeschlagen, ihr waret unter den Ersten, welche die volle Bedeutung unserer Siege würdigten, und ihr habt durch Wort und milde That uns fast aus jedem Land und jedem Hafen der Erde bezeugt, wie brüderlich ihr mit uns fühlt. Der Friede erwirbt uns keine Colonien noch Schiffstationen, weder Saigun noch das abenteuerliche Pondichery, und wir halten das für kein Unglück; er überträgt auch nicht die unbefiegte französische Kriegsflotte als unverdiente Beute in unsere Häfen, und das ist uns recht. Aber wir wollen jetzt eifrig an schnellsegelnden Corvetten bauen zum Schutz eures Handels, und wollen um euer Wohl unter den Fremden sorgen mit aller



aus naheliegenden Gründen nicht wünschenswerth ist. Militärisch aber hat Belfort allerdings den Werth einer Wegsperre, welche ungefähr ein Armeecorps als Gegengewicht fordert. Für großen Krieg ist dort, wie im badischen Oberland, kein Boden, auch führen französische Eisenbahnen durch Burgund die feindlichen Heeresmassen fast ebenso schnell an solche Pässe der Vogesen, welche der großen Operationsbasis näher liegen. — Möge auch in der Schweiz die Ueberzeugung allgemein werden, daß das kaiserliche Deutschland von jetzt ab ein starkes Interesse an der Unabhängigkeit und dem kräftigen Gedeihen des Schweizervolkes haben muß. Für einen Kriegsfall hat die Neutralität des dreisprachigen Landes in unserer Flanke den höchsten Werth, — wir haben ihn soeben schätzen gelernt — für den Verkehr des Friedens sind wir beide, Deutsche und Schweizer so sehr auf einander angewiesen, daß wir gute Nachbarschaft gar nicht entbehren können. Und wie die Schweizer auf ihren Bahnen uns den Weg über die Alpen bereiten, so möchten wir sie auch zu Fürsprechern deutscher Bildung und deutschen Geistes gegenüber den romanischen Nachbarn gewinnen.

Wir Deutsche sehen von der Höhe, die wir erstiegen, langjährige große Aufgaben neuer Friedensarbeit vor uns. Bevor wir uns aber dazu rüsten, haben wir der ersten Pflicht zu genügen, dem Dank gegen alle guten Gewalten unseres Lebens, gegen unsere Feldherren, unsern starken Reichskanzler und unsere Brüder im Felde.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 12.)

19. Die Heimfahrt im Kaiserzuge. Ein Brief. Ich bin in der Heimat bei Weib und Kind, ein glücklicher Mann. Wir haben im Eisenbahnwagen einen Triumphzug durch Deutschland gemacht, dessen eigenthümliche begeisternde Wirkung sich mit anderen Empfindungen, die das Leben gibt, gar nicht vergleichen läßt. Zwar die ersten Begrüßungen,





riefen sie ihr Hurrah, warfen Hüte und Mützen und grüßten mit den Tüchern. Der kleine Junge schwenkte die schwarz-weiß-rothe Fahne, der Greis schwenkte mit dem Feuer eines Jünglings den Hut, aber ihm rannen die Thränen in den weißen Bart, er fühlte ganz anders, was erfüllt war. Und dies wiederholte sich an jeder Bahnsperre, an jedem Haltepunkt, auf jeder Station, uns schien das ganze deutsche Volk zum Gruß an die Bahn geeilt, auf der wir so schnell dahinsauften. Es waren überall dieselben Grüße, und gerade in ihrer endlosen Wiederholung erhoben sie Gemüth und Gedanken ganz unbeschreiblich. Wir fuhren dahin wie Selige, wie auf Engelsflügeln durch ein Reich des Glanzes und der Liebe getragen. In der gehobenen Seele erhielten alle Erlebnisse der letzten Vergangenheit die Klarheit und Lebendigkeit sichtbarer Bilder. Neun Monate harter Kämpfe zogen durch den Sinn. Alles, was man in diesem Feldzuge erlebt und gelernt, die Menschen und ungeheure Verhältnisse, das Edle und Scheußliche, Freund und Feind, die Bundesgenossen in ihrer Bedeutung und Schwäche, das alles glitt geisterhaft in wachem Traume an dem innern Auge vorüber, unzählig waren die Gestalten, schmerzlos wurde auch das Sorgenvolle, das man erlebt hatte, frei und sicher schwebten die Gedanken darüber. Und immer wieder hob neues Hurrah, der wehende Gruß, der feuchte Glanz glückseliger Blicke der Landsleute am Wege das Gemüth zu frohem Genuß der Gegenwart. — Auch traurige Eindrücke blieben nicht aus, schwarze Gestalten in der Menge oder an den Fenstern verdeckten mit dem Tuch das Antlitz, wenn der Freudenruf um sie erscholl, ihnen kehrten die Liebsten nicht zurück.

So zogen wir zwei Tage durch das Vaterland. Es war ein Siegeszug, wie ihn die Vorfahren sich vielleicht für die Helden ihrer Sage dachten, wenn diese vom Schlachtfeld zu den Göttern heraufgetragen wurden. Freilich auch darin waren manche unter uns der Erde entrückt, daß sie unterwegs



als wir gethan, und sie finden das jetzt ganz in der Ordnung. Es ist ein alter Lehrsatz der Kriegskunde, daß ein Bombardement nur dann wirksam ist, d. h. die Uebergabe der Festung zur Folge hat, wenn der belagerte Befehlshaber oder die Besatzung untüchtig sind. Wir haben im letzten Kriege fast alle eingenommenen Festungen durch Beschießung gewonnen, selbst bei Straßburg hat dieselbe den bei weitem größten Theil der Arbeit gethan. Auch das war bezeichnend für die Leistungen der Franzosen. Und doch ist unserem Heer die Frage nicht erspart worden, weshalb wir soviel bombardirt und so viel Eigenthum friedlicher Bürger zerstört haben. Der zureichende Grund war, weil die Beschießung, wo sie wirkt, in der Regel rasch wirkt, und weil der Belagerer dabei am weitesten abbleiben kann, also selbst den geringsten Verlust erleidet. Ehe man die regelmäßige Belagerung mit ihren Mühen, Kosten und Verlusten beginnt, versucht man, was die eigene Mannschaft, das Werthvollste im Kriege, am meisten schont; hilft dies nicht, dann bleibt freilich nichts übrig, als planmäßiger Angriff. Jetzt haben die Franzosen von demselben Vortheil langen und reichlichen Gebrauch gemacht. Wir aber empfinden als eine Vergeltung des Schicksals, daß Herr Thiers, der eifrigste Vorkämpfer der Befestigung von Paris, durch sein eigenes Werk an Besitzergreifung der Stadt gehindert und genöthigt wurde, dieselben Befestigungen, die er einst geschaffen hat, durch französische Geschütze niederzuwerfen.

Ohne Zweifel wird der Einnahme von Paris sehr bald ein plötzlicher Umschwung der Stimmung folgen, ähnlich wie einst dem Sturz der Jacobiner. Viele Tausend Flüchtlinge, welche erbittert in ihre zerstörten und ausgeraubten Wohnungen zurückkehren, die Priester, der heruntergekommene Mittelstand, die Genußsüchtigen, sie werden mit feltischem Haß, Spott, Rachegeschrei die Räuber der Commune verfolgen. Thiers hat wiederholt seine Treue gegen die Republik verkündigt und in Gesprächen seine innige Ueberzeugung fundgegeben, daß



Journalisten. — Und wenn es doch anders käme, wir können's kaltblütig abwarten.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 15.)

Schon hat sich erwiesen, wie gegenwärtig in Frankreich nur militärisches Regiment die Ordnung erhalten kann; daß Thiers und Favre genöthigt waren, den Marschall Mac Mahon zum Oberbefehlshaber der Regierungstruppen zu ernennen, ist ein deutliches Kennzeichen der gegenwärtigen Sachlage. Denn die drei Männer vertreten in merkwürdig ausgeprägter Weise drei verschiedene Richtungen des französischen Lebens. Thiers, der alte Orleanist, mit starken Ansprüchen an gelehrte Bildung, stellte sich bei den Verhandlungen mit unseren Staatsmännern dar wie ein recht beschäftigter guter Arzt, ein feines, fluges, glattes Gesicht, gute und einfache Kleidung, nie ohne die weißeste Halsbinde; er bewegt sich auch wie ein Arzt der vornehmen Gesellschaft, der sich von seinen Patienten nicht beeinflussen läßt, trotz gewandter Formen und gefälliger Rede schneidet hier und da ein entschiedenes Wort, ein feiner Witz; er handelt auch wie ein kluger Arzt, er hat immer noch ein Mittel, selbst wenn ihm der Fall hoffnungslos erscheint, wenigstens schiebt er die letzte Entscheidung hinaus. Er ist klug genug, um die Schwäche Frankreichs völlig zu erkennen, er weiß, daß zur Zeit nirgends eine gesunde Grundlage für festen Staatsbau vorhanden ist, aber er versucht behend alle seine Kunst, theils aus Pflichtgefühl, theils aus Eitelkeit. Denn wenn er auch im Grunde seiner Seele wahrscheinlich gering von seinen Franzosen denkt, deren geistigen Zustand er solange durch süße Arzneimittel zu Grunde richten half, so denkt er doch hoch von sich selbst und von seiner staatsmännischen Begabung. — Und neben ihm der ehrliche Republikaner Favre, ein alter Rechtsanwalt, derbe untersetzte Gestalt, der Alles was er ist und hat sich selbst verdankt, auch er müht sich jetzt nach Kräften, seinen Schutzbefohlenen Frankreich aus dem vorliegenden Rechtshandel



Dienstzeit gekommen, und es fehlt nicht an Klagebriefen der Einzelnen.

Der Krieg hat trotz der furchtbaren Anstrengungen, die er zumuthete, in mancher Hinsicht den Soldaten verwöhnt. Jetzt haben die Liebesgaben plötzlich aufgehört, die Post nimmt keine Paketsendungen an, das Land des Feindes bietet nicht mehr gehäuftes Maß aus den erzwungenen Lieferungen, es wird nur gestrichenes aus den deutschen Vorräthen verabreicht. Dazu kommt, daß in den meisten Quartieren das hochmüthige, verstockte und eigennützige Wesen der Franzosen die Mannschaften bitterlich kränkt, die für ihre tägliche Feldzulage zum Sold sich in dem theuren Lande sehr wenig anthun können und in Schenken und Kaufläden die Empfindung haben, übertheuert und geplündert zu werden. Und obgleich noch nie so viel auf die Ernährung der preussischen Armee verwandt worden ist, als in diesem Kriege — auch 1866 kleinere Mahlzeiten, keine Zulage — so ist doch ganz natürlich, daß der Soldat sich in feindseligen Besatzungsorten, getrennt von der Heimat, im Zwange neuer, oft demüthigender Rücksichten auf die widerwärtige Bevölkerung, eng bedrückt fühlt, zumal wenn er in deutschen Zeitungen von dem begeisterten Empfange seiner Feldherren, der vergnügten Siegesfeier in Stadt und Land liest.

Aber was ihm selbst am meisten überflüssig und langweilig erscheint, das ist — im Ganzen betrachtet — für seine Gesundheit und moralische Kraft die beste Hilfe. Der harte, wilde Krieg macht den Soldaten unbändig und lockert die Disciplin auch des besten Heeres. Diese wieder straff zu ziehen, ist vor kriegsmüden Truppen eine der schwersten Aufgaben für die Kommandirenden, die härteste Zumuthung für die Soldaten selbst. Es gibt aber kein besseres und wirksameres Mittel dazu, als den Drill, diesen alten, mürrischen, unsterblichen Schutzgeist unseres Volksheeres, den wenig anmuthigen Bürgen und Gehilfen unserer Schlachtensiege. Mit Gepäck exercieren, Parademarsch üben, anstrengende Übungs-





die Befestigungen von Paris haben ihre Aufgabe in den letzten acht Monaten vollauf erfüllt, sie haben Paris und Frankreich ins Elend gebracht. Wer irgend in der großen Stadt, dem Prachtstück moderner Civilisation, Schönes geschaut, Verlockendes genossen, der trauert und berechnet ängstlich, was vernichtet und erhalten ist; manchen Verlust hat das Gerücht übertrieben, das Gräulichste, Widerlichste, Scheußlichste in Sturm und Vertheidigung wird vielleicht niemals einen wahren Berichterstatter finden. Vertheidigung und Eroberung in dem sieben-tägigen Straßenkrieg wurden wieder zumeist durch Geschützkampf geführt, der die Kämpfenden am meisten schont, die Gebäude stärker durch Geschosse und Feuer zerstört. Den Generälen der Regierung wurde, und nicht nur von Franzosen, der thörichte Vorwurf gemacht, daß sie durch fortgesetztes Vordringen bei Nacht viele Zerstörung werthvoller Gebäude hätten hindern können. Ihre Aufgabe war aber nicht, Louvre, Tuileries und andere Paläste zu retten, sondern die Aufständischen um jeden Preis zu tilgen, und sie haben nur ihre Pflicht gethan, wenn sie unsichere, erschöpfte und wüthende Truppen nicht für die unberechenbaren Zufälle und Schrecken eines nächtlichen Straßen- und Häuserkampfes aus der Hand geben wollten.

Wir Deutsche haben in dem ganzen Jahre so oft Veranlassung gehabt, die schlechten Seiten der Franzosen auszumalen, daß wir vor diesen letzten unheimlichen Ausschreitungen des feltischen Wesens am liebsten auf eine Eigenschaft unserer Nachbarn hinweisen, welche ihnen zu einem Ersatz für manche Tugend verliehen scheint, auf ihre unzerstörbare Schwung- und Lebenskraft. Kein anderes Volk vermöchte so schnell über die jämmerliche Geschichte der letzten Monate hinwegzukommen und so fest um die Trümmer der zerstörten Staatsmauern ein neues Leben einzurichten, als sie. Paris wird für Arbeit und Genuß in wenigen Wochen viel von seiner früheren Lebhaftigkeit zeigen, und wir werden in kurzer Zeit



sich bereits in zahlreichen, politischen Verstimmungen, Händeln und kleinen Lächerlichkeiten, jetzt, wo wir nur nach den Millionen ausschauen. Wie es uns bekommen wird, wenn wir sie erst wirklich erhalten, darüber werden wir nach mancher ernststen Erfahrung zu urtheilen haben. — Zur Zeit wollen wir bescheiden daran denken, daß es nicht leicht ist, die Größe, welche ein stolzer Sieg bereitet, auch durch das Leben zu behaupten.

---

## Schlachtenmuth der Deutschen sonst und jetzt.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 23.)

In diesen Wochen kränzen wir die heimkehrenden Sieger und die Hauptstadt rüstet ihnen festlichen Empfang. Aus den starken Aufregungen des Kampfes und aus freudenlosem Harren im Lande der Feinde kehren sie zu der Ordnung ihrer Heimat mit dem Bewußtsein gethan zu haben, was für alle Zeiten als eine der größten Leistungen menschlicher Volkskraft gerühmt werden wird. Wenn sie blumengeschmückt unter dem jauchzenden Zuruf ihrer Mitbürger in Berlin einziehen, wird vielen von ihnen die nächste Vergangenheit wie ein wilder Traum erscheinen. Sie haben Tod gegeben und dem Tode getrogt, sie haben in heißen Kampftagen eine für die meisten neue und furchtbare Spannung der Empfindung durchlebt, sie haben das Grausen vor der drohenden Vernichtung gefühlt und sie haben es in mannhafter Arbeit überwunden.

Sehr wenige Menschen sind so hartnervig, daß sie kein Mißbehagen oder doch nur ein geringes beim Eintritt in die Gefahr des Kampfes zu überwinden haben, die meisten fühlen die Todesfurcht in einem Grade, welcher Körper und Geist kraftlos zu machen droht, und nur durch die stärksten sittlichen Anreizungen, durch Stolz, Ehrliche, Pflichtgefühl, noch mehr



wohl die Rauflust und Prügelfreude eines jungen Mannes von übermüthiger Lebenskraft, sondern vorzugsweise hervorgebracht wird durch das Zusammenwirken starker ethischer Antriebe und einer eisernen Disciplin, welche Leib und Seele noch in Todesgefahr zum Gehorsam gegen die Führung zwingt. Es ist ein ergreifender Anblick für den siegreichen Feldherrn, nach der Schlacht die strahlenden Augen seiner müden Krieger zu schauen, den Jubelruf der Schaaren, die Grüße der Verwundeten auf der Erde zu empfangen, aber vielleicht noch erschütternder ist der Anblick der Truppe, wenn sie sich bereitet, in den tödtlichen Kampf zu gehen. Die umwölkten Blicke, das schweigsame, tiefernte Wesen, kurze Fragen und Antworten, in vielen Gesichtern eine ängstliche Erregung und verblichene Wangen, und doch Tritt und Haltung fest, die Noth der schweren Stunde gebändigt durch Ehre und Zucht.

Die Tapferkeit des Kriegers in unserer Zeit ist eine andere geworden, als die unserer Vorfahren war. In der ganzen antiken Welt und im Mittelalter bis zur Einrichtung der großen quadratischen Landsknechtshaufen war die Schlacht durchaus Kampf aus nächster Nähe und wesentlich ein taktisch mehr oder weniger geregelter Zweikampf der Einzelnen. Die Fernwaffen der Schützen: Pfeile und geschleuderte Bleifugeln, ja auch die Speer und Stein werfenden Geschütze der späten Römerzeit reichten nur wenige hundert Schritt, die Masse des Fußvolks warf den Wurfspeer, die Angreifenden rückten bis auf etwa dreißig Schritt an die feindliche Schlachtlinie heran. Wer nur um wenige Fuß erhöht stand, konnte vielleicht das ganze Schlachtgetümmel, die gesamte Aufstellung beider Heere übersehen. Das stärkste Geräusch der Schlacht war der Schlachtruf der Haufen, der Ton der Signalinstrumente, das Dröhnen von Speer und Stein an den Rüstungen. Die Angriffswaffen waren weniger furchtbar, ihr Flug mit dem Auge zu verfolgen, der Schutz durch Rüstung und Schild weit größer. Allerdings ist der Verlauf des Schlachtenkampfes



das wilde Geschrei nichts Ermuthigendes, aber auch seine Freunde riefen, und er sah vorwärtsgewandt mehr die Verluste der Feinde als die seines Heeres. Der einzelne Soldat war damals in der Schlacht mehr, der Offizier verhältnißmäßig weniger, die Centurionen sprangen beim Ansturm auch in erster Linie ein, sie lenkten die Bewegungen der Streitenden durch Zuruf, aber der Krieger war für Angriff und Vertheidigung vor Allem auf sich selber angewiesen.

Als die Germanen gegen diese römische Kampfweise ihre Kraft versuchten, fiel dem Römer auf, wie sorglos um Deckung sie sich den Geschossen aussetzten; statt sich mit Lederkoller, Schienen, Helm zu wahren, zogen sie vor dem Kampf ihren Keno, die Tacke, aus, und ließen das lange Haar frei im Winde flattern. Sie gaben wenig auf den vorbereitenden Verkampf, sondern warfen sich in ungeheurem Ansturm, ihrer Größe und Körperkraft vertrauend, über die kleineren Römer und schmetterten mit Schwert, mit Raia und Frankista (Keule und Axt) die ersten Reihen der Römer nieder. Wurde durch neue gegenrückende Römercohorten der Durchbruch aufgehalten, so sprangen sie zurück und wiederholten den Sturm so lange, bis den Römern oder ihnen selbst — wie der römische Offizier Ammianus sagt — „das Grauen“ kam. Im letztern Fall wurde auch ihre Niederlage groß. Aber man beachte wohl, schon damals merkten die Germanen, daß ihr Erfolg im Kampfe von der Stärke der Steigerung abhing, welche sie ihrem Heer vorher zu geben mußten. Während die römischen Feldherren ihren Soldaten durch Anreden vor der Schlacht die Kampfstimmung zu steigern suchten, rüsteten die Germanen zur Schlacht, wie zu einem hohen Fest, strählden und salbten das Haar, und hoben sich in den Schlachtenzorn durch höhrende Rufe und Spottreden und durch einen eigenthümlichen Sang in die vorgehaltenen Schilde, dessen fürchterlicher Schall die Römer mehr als einmal des Muthes beraubte. Aber die Kampfweise der Germanen litt allzusehr an dem Uebelstand,





lichen quadratischen Schlachthaufen zu ordnen und zu bewegen, der Fähnrich freudig zum Kampf anzufeuern und die Ehre des Fähnleins zu wahren. Die angehängten Schützenflügel sollten die feindliche Schaar lockern, der Gewalthaufe der Spießträger und Hellebardiere brach durch, die Reiterei half bei der Verfolgung. Aber die Schützen mit ihrer unvollkommenen Gabelbüchse unterstützten in der That wenig, sie kämpften verhältnißmäßig sicher und waren an Laufen und Rückzug gewöhnt. Im Schlachthaufen waren beim Ansturm nur die ersten Glieder in großer Gefahr, diese wurden höher bezahlt und durch verzweifelte „Ragbalger“ verstärkt; die Masse drückte fast ungefährdet nach, erst wenn der Haufe gesprengt war, drohte ernste Gefahr, in der Regel nur Gefangenschaft bis zur Lösung durch Geld. Dennoch wurde in dieser Zeit ein neues, unerhörtes Grauen am Schlachttage empfunden: das Krachen der Geschütze, der tödtliche Lauf der Kugel, die durch das höllische Kraut, das Pulver, getrieben, unsichtbar den starken Harnisch durchschlug und den Mann tötete. Wie schrecklich und unheimlich diese Erfindung den Heeren erschien, vermögen wir noch aus manchem Bericht zu erkennen.

Seitdem ist die Bedeutung der Feuerwaffen in jedem Jahrhundert, zuletzt in jedem Jahrzehnt, gestiegen, mit jeder Zunahme der Wirkung sind die Schrecken der Schlacht, aber ebenso die moralischen Gewalten verstärkt worden, welche den Soldaten befähigen, das natürliche Grauen zu überwinden. Am Ende des dreißigjährigen Krieges galten die schwer bewaffneten Spießträger bereits für arme Teufel, militärisch untüchtig und ungefährlich; im 18. Jahrhundert wurde die neue Infanterie der fürstlichen Landesherren, voran der preußischen Könige, auf die Feuerwaffe allein auch für den Sturm angewiesen, aber um diese stärkere Zumuthung durchzusetzen, wurde der Drill kunstvoll und emsig ausgebildet, eiserne Zucht bändigte nicht nur die Willkür, auch die Furcht, das Ansehen der Offiziere stieg hoch. Das Offiziercorps der Preußen wurde die stolze



einer so gewaltigen, marlerschütternden Stärke, daß früherer Schlachtendonner dagegen wie ein Kinderlärm ist, die Treffer werden zahlreich, die Kugeln scheinen wie Hagel zu fliegen. Dennoch beginnt in dieser Zeit für den thätigen Soldaten die Befreiung von dem bangen Druck, denn er tritt selbst in eifrige Arbeit.

Immer aber sieht er auf seinen Offizier. Das feste Band der Mannszucht hält auch den Schwächeren fest, fast Jedem steigert sich der Gehorsam in solchen Stunden zu einer willenlosen, unbedingten Hingabe. In der Schlacht ist der Offizier seiner Mannschaft die edle Verkörperung der Ehre und Pflicht, er sucht sie vor der Gefahr zu decken, indem er sich aussetzt, er ermuntert und leitet sie durch Wort, Wink, Zeichen gerade wie auf dem Exercierplatz. Kommt es endlich zum Sturm der festen Stellung des Gegners steil aufwärts, wie beim Gaisberg, bei Spicheren, bei Wörth, so macht sich die Sache häufig etwa folgendermaßen. Die Offiziere der Compagnie springen voran, einige Duzend der Mannschaft, die Bravsten, mit den Unteroffizieren und Freiwilligen dicht hinterdrein, dann kommt ein wenig bedächtiger langgestreckt die Masse der Compagnie, und dahinter zieht sich ein unerfreulicher Schweif, die Schwachen und „Drücker“, diese bleiben wohl ganz zurück oder beugen abwärts in Busch und Graben. So klimmt die Compagnie bergauf, einem langen Insekt ähnlich, an dem man Kopf, Leib, Hintertheil durch dünnen Faden verbunden sieht. Die Fühlhörner aber sind immer die Offiziere. Das ist selbstverständlich. Ebenso bei der Reiterei. Wenn preußische Cavallerie angreift, so ist Brauch, daß der Regimentskommandeur seinem Regiment 40 Schritt vorreitet, auch von dem zugschließenden Offizier wird erwartet, daß er — gegen die Exerciervorschrift — nach vorn jagt. Für den Kommandeur ist jetzt solcher Vorritt gegen Infanterie fast sicherer Tod, und nach den Tagen bei Metz soll ein Armeebefehl dagegen erlassen sein. Es steht zu besorgen, daß er nichts geändert hat. Denn wollte man



werk wurde in alter Zeit bei Feierlichkeiten nur als Gerüst betrachtet, es wurde mit einem Teppich überdeckt, den Frau Adelheid nach italienischem Muster gestickt, oder Frau Theophano aus der Damastweberei von Byzanz mitgebracht hatte, und auf den Siz wurde jedenfalls ein schönes, weiches Kissen gelegt. Ohne das Kissen hätte sich ein alter Sachsenkaiser nur unwillig in den kalten Stein gesetzt. Warum? Er hatte ja keine Hosen an; die Strümpfe, welche ihm das Frauen-gemach seiner Gemahlin anmaß und nähte, reichten zwar hoch hinauf, indeß — um es kurz zu sagen, man hatte damals nach dieser Richtung viel natürliches Zartgefühl. Wir hoffen, daß der Stuhl noch lange zur Freude von uns Alterthümern unter seiner Nummer dort aufbewahrt wird, wo man derlei ehrwürdigen Trödel zu schätzen die Muße hat.

Von der Tagespresse wurde mit großer Befriedigung hervorgehoben, daß die Reichskleinodien, welche im Zuge getragen wurden, unsere alten preussischen waren. Sie haben freilich für den Schauenden nicht sämmtlich gleiche Bedeutung. Wenn Graf Moltke das Schwert des Kaisers hielt, so sind die Gedanken, welche gerade jetzt bei diesem Anblick aufsteigen, so mächtig, daß sie einem ehrlichen Gesellen wohl Rührung in die Augen treiben können. Von den anderen ehrwürdigen Kleinodien sind uns Krone und Scepter noch von Thalern und Wappenschilden so ziemlich verständlich, obgleich die wahre und eigentliche Krone des Königs von Preußen und des neuen Kaisers der Helm ist. Schlimmer daran ist der liebe alte Reichsapfel, lateinisch das Pomum genannt, dessen eigentliche sinnbildliche Bedeutung keineswegs feststeht. Und es ist keinem kleinen Prinzen zu verdenken, wenn er beim Anblick dieses fürstlichen Brummküßels in Versuchung kommt, eine Peitschenschnur herumzuwickeln und denselben in stillem Gemach als Kreisel herumzutreiben.

In ältester Zeit freilich hatten diese Stücke weit andere Bedeutung. Nur durch sie konnte man König und Kaiser wer-



Freundschaft finden würden. Er konnte seinen Lieben kein besseres Erbe hinterlassen, denn sie erhielten dadurch Gelegenheit, mit dem nächsten Kronträger einen vortheilhaften Vertrag zu machen.

Doch das alles ist lange her. Jetzt sind uns diese Kleinodien bedeutungsarme Schaustücke geworden, die unsere Herrscher nach Zeitgeschmack und persönlichen Wünschen umformen lassen, um sie nicht zu gebrauchen. Selbst die Krone ist so unwesentlich, daß der König oder Kaiser, in dessen Nähe niemals dieses Goldgeschmiedewerk sichtbar wäre, auch nicht den kleinsten Theil seiner Machtfülle und Majestät verlieren würde. Wir hören jetzt, daß dergleichen doch für die neue Kaiserwürde in Arbeit gegeben sein soll. Und wieder melden die Zeitungen, daß die Majestät von Baiern sogar die Krone ihres kaiserlichen Ahnherrn Ludwig als Ehrengeschenk dem Kaiser verehren wolle. Das wäre gewiß recht freundlich von dem Haupt des erlauchten Hauses Wittelsbach gedacht, und wir möchten um Alles nicht eine deutsch-patriotische Absicht kränken. Aber wir haben ja von solchen guten Werthstücken bereits den erwähnten Stuhl. Und sollte die Krone Ludwigs eine Aufmerksamkeit sein für eine andere Aufmerksamkeit, welche Weißenburg hieße, so würde dieses Geschenk von den Deutschen mit Blicken betrachtet werden, deren bösen Schein wir sowohl von dem Haupte unserer Hohenzollern als des Königs Ludwig für immer abgewandt wünschen.

Ja, wir haben eine entschiedene Abneigung Erinnerungen an das alte Kaiserthum des heiligen römischen Reiches im Hause der Hohenzollern wieder aufgefrischt zu sehen. Wir im Norden haben den Kaisertitel uns — ohne große Begeisterung — gefallen lassen, soweit er ein politisches Machtmittel ist, unserem Volke zur Einigung helfen mag und unseren Fürsten ihre schwere Arbeit erleichtert. Aber den Kaisermantel sollen unsere Hohenzollern nur tragen wie einen Offiziersüberrock, den sie im Dienst einmal anziehen und wieder von sich thun; sich













Ansicht, seine Zufriedenheit, sein Lob, sein Tadel. Wir sehen und suchen in ihm stets den Kriegsherrn, den Befehlshaber, den höchsten Beamten des Reiches, den tüchtigen Mann von Sinn und Urtheil. Vor der Majestät des alten Kaisers beugte auch der stolze Reichsfürst sein Knie zur Erde, aber jede persönliche Willensäußerung des Kaisers war den Vorfahren unbequem, oft gleichgiltig; unserem Kaiser stehen wir Mann zu Mann mit offenem Auge gegenüber, wir achten an ihm nicht Krone und goldenen Chormantel als die weitsichtbaren Abzeichen seines Amtes, und nicht die Handgriffe und dramatischen Bewegungen, durch welche er waltet, sondern wir verehren in seinem hohen Amt seine persönliche Tüchtigkeit, den Vollenden, den großen Arbeiter für die Nation. Und deshalb ist der Nation das Ceremoniell und die äußerliche Darstellung seines Kaiserthums nur soweit erträglich, als das Unwesentliche nicht die Zeit und den Ernst seines thätigen Lebens beengt.

---

## Das Deutsche Reich als Großmacht.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 28.)

Die deutsche Nation hat als letzte unter den großen Völkern Europas sich zu einigem Staatswesen zusammengeschlossen, nachdem ihr früherer Staatsbau durch die Absonderungsbestrebungen seiner Theile in Schwäche zerfallen war. Auch das neue Reich bietet durch seine Verfassung noch keine Bürgschaft für Kraft und Dauer. Jede zeitweise Lähmung der preussischen Energie, welche durch Schwäche der Regierenden oder durch innere Entwicklungskrankheiten hervorgebracht werden mag, könnte in die Verträge mit den deutschen Königreichen einen Riß machen, und die Staaten, denen Militärhoheit und diplomatischer Verkehr mit dem Ausland bewahrt worden ist,



Reibungen mit der Reichsgewalt nicht beeinträchtigt werde, das muß jetzt gerade den liberalen Deutschen eine ernste Forderung sein. Denn nur wenn uns Preußen fest bleibt, bewahrt unser Reich festen Grund.

Aber die Stellung einer Nation unter den Staaten der Erde wird nicht nur durch die Regierenden und ihre Maßnahmen, noch mehr durch den Charakter des Volkes und durch feste Culturbedingungen gerichtet, denn diese Besonderheiten üben unablässig während Jahrhunderten, Jahrtausenden ihren Einfluß. Darum sei hier an die Eigenschaft der Deutschen gemahnt, welche auf die Dauer mehr als irgend etwas Anderes auf unser Verhältniß zum Auslande und unsere Politik einwirken muß. Wir sind das Colonistenvolk der Erde. Wir sind es vom ersten Auftreten der Germanen in der Geschichte bis zur Gegenwart, von dem Kimbrerzuge bis zu unseren deutschen Comtoiren in China und Japan auf eine eigenthümliche Weise und in ganz riesigem Umfange geblieben. Es sei erlaubt, an Vergangenes zu denken.

Um das Jahr 600 hatten deutsche Auswanderer fast das ganze römische Kaiserreich vom Rhein bis zum Tajo besiedelt. Schleswig'sche Angeln und Sachsen waren auf ihren hochbordigen Seerossen an der Küste des Britenlandes gelandet und verwandelten das römische Colonialgebiet in die stärkste Feste germanischen Lebens. Die Oberschlesier und ein Theil der Mittelschlesier — Hasdinge und Silinge — waren aus ihrem befestigten Grenzwald südwärts gezogen, hatten sich mit Altmärkern, dem Suebenstamm, der schon früher in das jetzige Schwaben gewandert war, zu großem Siedlerzuge verbunden; sie nahmen die pyrenäische Halbinsel ein und gaben — neben den Westgoten — trotz allem Völkermord und Raub den Einwohnern soviel Kampfmuth, Zeugungskraft und Bauernfleiß, daß die Urenkel das Land dem europäischen Wesen gegen die fremden Araber und Rabhynen zu retten vermochten. Colonisten aus Niederschlesien und der Neumark zogen als Burgunder über





durch unsere Colonisten abgewonnen, Preußen erobert, Liefland, Kurland und Esthland mit deutschen Burgen und Städten besetzt, auf czechischem, polnischem und ungarischem Boden hunderte deutscher Städte gegründet, bis nach Siebenbürgen weite Landstrecken mit deutschen Bauern besiedelt. Diese großartige Ausbreitung deutscher Arbeiter wurde um 1350 plötzlich durch eine fürchterliche Pest unterbrochen, welche die Dörfer und Städte Mitteleuropas entleerte. Mehrere Generationen waren trotz der starken Lebenskraft unseres Volkes nöthig, die Verluste an Menschen zu ergänzen. Dazu kamen im 15. Jahrhundert die Hussitenkriege, welche das mittlere Deutschland gräulich verwüsteten, ferner die strengere Ausbildung der Grundherrlichkeit und Landeshoheit, welche nicht nur in Deutschland, auch in Scandinavien, Polen, Ungarn den Auszug und die Einwanderung dem unfreien Landmann erschwerte. So geschah es, daß die Bewegung des 16. Jahrhunderts vorzugsweise nach den Städten ging, und daß die Auswanderung nach dem Osten fast nur durch zahlreiche Einzelne, zumeist durch Handwerker geschah. Aber die deutschen Städte vergrößerten sich schnell, die bessere Sicherheit des Lebens, eine höhere Ausbildung kunstvoller Arbeiten, größere Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, das gemeinsame Gefühl rasch zunehmenden Wohlstandes gaben im Lande selbst einer größeren Menschenzahl Nahrung und Gedeihen. Deutschland fühlte sich wieder menschenvoll. — Da brachte das 17. Jahrhundert den dreißigjährigen Krieg. Er brach die Volkskraft, verminderte die Menschenzahl um viel mehr als ein Drittel, zerstörte Handel, Industrie, Wohlstand fast des ganzen Binnenlandes. Fast 200 Jahre rang und mühte sich das arme und muthlose Volk, diese Verluste an Menschenkraft und Capital wieder zu ersetzen, um 200 Jahre wurden wir gegen Engländer, Holländer, Franzosen in unserem Wohlstand zurückgeworfen. Eben war in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts unter dem Bürgerthum wieder Industrie, Unternehmungslust, ein fröh-



dem Capital unserer Kaufleute zu Breslau, Posen, Danzig. Man darf im Ganzen annehmen, daß jedes Jahr mehr als 300,000 Deutsche zur Arbeit in die Fremde ziehen, in 10 Jahren also 3 Millionen, in hundert Jahren 30 Millionen, von denen allerdings ein gutes Theil wieder heimkehrt. Die Heimkehrenden und die, welche in der Fremde bleiben, welche Bedeutung müssen sie im Lauf der Zeit für uns gewinnen!

Längst erkannte der Kaufmann die Wichtigkeit dieser nationalen Wanderung. Und doch ist unseren Landsleuten erst seit der jüngsten Zeit das Gefühl vergönnt, auf die Größe und Bedeutung ihres Heimatstaates stolz zu sein. Wer fortan in die Fremde zieht, der wird in seinem Herzen einen stärkeren Schutz gegen die Einwirkung fremder Nationalitäten bewahren; und das treue Festhalten am Vaterland wird ihm auch vortheilhaft werden, sobald er sein Recht in der Fremde durch die Vertreter des Reiches und die Kanonen unserer Kriegsschiffe kräftig gewahrt sieht. Jetzt erst werden die Wanderer und wir daheim den vollen Gewinn aus ihrer Thätigkeit empfangen. Vor Allem für unsere Politik unter den Großmächten der Erde.

Wir sind durch unsere Angehörigen aufs Stärkste betheiligt an allem friedlichen Verkehr der Völker. Wir haben nie Colonien gehabt, wir begehren kein Privilegium des Besitzes um andere Völker auszubeuten, unsere Landsleute haben fast schutzlos, auf eigene Umsicht angewiesen, uns stattlich und ehrenwerth gemacht unter den Fremden, bevor wir mächtig genug waren, um ihnen ein Rückhalt zu sein. Daran denken wir treu, wir merken, daß wir ihrem mannhaften Kampf gegen übermächtigen Wettbewerb die Gesundheit und jugendliche Kraft unseres Verkehrslebens verdanken. Wir sind deshalb vor anderen Nationen darauf angewiesen die Freiheit des Völkerverkehrs zu vertreten, niedrige Zolltarife, offene Häfen, gerechte und gleichmäßige Behandlung der Fremden, Achtung des Privateigenthums zur See. Unseren staatlichen Agenten



Jahren drei Kriege führen müssen, um die ungerechten Uebergriffe fremder Mächte in die Interessen deutschen Volksthum abzuwehren. Wir werden auch in Zukunft unsere Landsleute in der Fremde und die Interessen Deutschlands gegen unleidlichen Druck, den eine fremde Macht auflegt, zu vertreten wissen.

---

## Der Tod des Kaisers Napoleon.

(Im Neuen Reich 1873, Nr. 4.)

Durch fast fünfundzwanzig Jahre hat sich die öffentliche Meinung Europas unausgesetzt mit der Persönlichkeit des Mannes beschäftigt, welcher jetzt unerwartet aus dem Leben geschieden ist. Kein Anderer hat während dieser Zeit größeren Einfluß auf die politischen Geschehnisse der Erde ausgeübt, und doch merken wir Deutschen jetzt, wo wir sein Leben im Zusammenhang übersehen möchten, daß uns gar nicht leicht wird, die Verschlingung der Fäden zu erkennen, durch welche ihm sein Schicksal bereitet wurde. Zum Theil kommt dies daher, weil die Mischung von Böse und Gut, von Vorzügen und Schwächen in romanischen Naturen für uns Deutsche immer schwerer verständlich ist, als die der eigenen Volksgenossen oder selbst der Slaven. Dann aber ist das innere Leben dieses Mannes während längerer Zeit verhältnißmäßig wenig bekannt und die Glaubwürdigkeit vieler überlieferten Anekdoten nicht zweifellos. Auch die folgenden Zeilen wollen nur an Bekanntes erinnern.

Bei jedem Leben, welches abgeschlossen vor uns liegt, prüfen wir zuerst die beschränkenden Verhältnisse, unter deren Herrschaft es sich gestaltete, demnächst, wie weit das Tüchtige, Vernünftige, Gute, das die Zeit von dem Manne fordert, zu Tage kommt in dem unablässigen Kampf zwischen freier Selbstbestimmung und zwischen dem Zwange, den die eigene Ver-



der revolutionslustigen Gesellschaften wurde, welche damals von ihrem Hauptsitz Italien ihre Fäden nach Frankreich, Polen, Rußland zogen. Er schwor als Carbonaro seinen Bluteid, betheiligte sich 1831 an dem italienischen Aufstand, wurde mit Mühe den Kugeln der Oestreicher entzogen, und nur durch die Erfolge der Russen verhindert, sich gleich darauf an die Spitze der polnischen Revolution zu stellen.

Aus dieser wüsten Verschwörerwirthschaft, deren Gebahren seinem fein beanlagten Geist wahrscheinlich bald unbequem war, hob ihn 1832 der Tod des Herzogs von Reichstadt heraus. Seitdem wurde er Erbe der napoleonischen Ansprüche auf Frankreich, er gewann ein hohes Ziel für sein Leben und trat in Verbindung mit französischen Unzufriedenen. Freilich wurde diese Führerschaft für seinen Ruf zunächst kein Vortheil. Die kindischen Schilderhebungen von Straßburg und Boulogne, welche er und seine Umgebung mit der früheren Verschwörergewohnheit in Scene setzten, brachten ihm Gefängniß und ruhelose Jahre eines Abenteuererlebens in Amerika und England. Dennoch haben diese Versuche ihn persönlich gefördert. In den Jahren gezwungener Muße arbeitete er ernsthaft an seiner Bildung; in Amerika und England erhielt er Einsicht in mächtige Staats- und Culturverhältnisse, sogar der Fluch des Lächerlichen, dem er damals unterlag, wurde ihm später vortheilhaft, denn er gab ihm den Schein der Ungefährlichkeit.

Als ihm 1848 die Revolution Frankreich öffnete, flog er wie ein Raubvogel herzu. Noch einmal wurde er weggeschleucht. Als er aber wenige Monate darauf nach Paris zurückkehrte, ward er Herr der Geschichte Frankreichs, um diese Stellung durch zweiundzwanzig Jahr zu behaupten; für diesen Zeitraum machte er sich zum ersten Politiker, Frankreich zum bestimmenden Staat Europas.

Ein zwanzigjähriger Verkehr mit Verschwörern hatte ihn zu einem sehr hinterhältigen Manne geformt. Er hat niemals mit einem großen Vorrath von politischen Ideen gearbeitet;





peinigte, machte er da, wo er sich aussprach, im Privatverkehr den Eindruck der Wahrhaftigkeit, auch in den Geschäften galt er für zuverlässig und treu seinem Worte. Das war wahrscheinlich nicht bloß Klugheit, er war auch seiner Anlage nach eine vornehme Natur. Diese Zuverlässigkeit wurde ihm darum leichter, weil die Ideen und Zielpunkte seiner Politik im Ganzen sehr einfach und dauerhaft waren. Denn die Falschheit des Politikers ist nur in seltenen Fällen Verlogenheit, sie wird vorzugsweise an solchen Staatsmännern auffällig, welche in der Lage sind, ihre Ziele und Mittel oft wechseln zu müssen. Unter den leitenden Ideen des Kaisers standen in der auswärtigen Politik einige Sätze bis in die Jahre seines Verfalls sehr fest. Er wollte die Fehler vermeiden, welche seinen Oheim gestürzt hatten, darum Frieden und gutes Einvernehmen mit England halten und mit Deutschland. Er hütete sich ängstlich Nationalitäten gegen sich zu empören und da feindlich entgegenzutreten, wo Völker von unfertigem Staatswesen nach einheitlicher Zusammenfassung rangen. Im Innern aber hielt er für seine Aufgabe, durch Vergrößerung des äußeren Wohlstandes und durch strenge Polizei das Gefühl der Sicherheit und des Behagens zu geben, den Bauern höhere Landescultur, den arbeitenden Klassen huldvolle Fürsorge für ihr Wohl, den Bürgern reiche Entwicklung der aufstrebenden Kräfte, den Genießenden üppige Entfaltung des Luxus, den Parisern das stolze Bewußtsein, die schönste und lustigste Hauptstadt der Welt zu haben. Er mußte, daß er den Franzosen nicht nur unablässig wohlthun, auch ihrer Ruhmsucht Befriedigung gewähren mußte. Er selbst war kein Krieger und hatte große Ursache, einen siegreichen General zu fürchten. Und doch durfte er den Ueberlieferungen des alten Kaiserthums: Ausbreitung der französischen Herrschaft nicht untreu werden. Darum wurde sein Bestreben, mit möglichst geringer Gefahr und sicheren Bündnissen die Grenzen gegen schwächere Nachbarn hinauszuschieben.



winden, nicht nur seinen Franzosen, der gesamten gebildeten Welt gründlich zu imponiren. Auch er selbst war Haupt einer Dynastie geworden, er hatte für ein Kind zu sorgen, das er zärtlich liebte. Frankreich blühte auf, das Heer war durch siegreiche Feldzüge und glänzende Erfolge an ihn gebunden, er hatte durch Vervollkommnung der Feuerwaffen und Einführung der Panzerschiffe die Kriegsmacht Frankreichs, wie man annahm, zu der stärksten der Welt gemacht, zweifellos galt er für den ersten Mann der Zeit, gefürchtet, gehaßt, bewundert.

Da faßte ihn etwa um das Jahr 1862 das Verhängniß. Wir erkennen Schritt für Schritt sein Sinken, aber wir vermögen nicht genau nachzuweisen, mit welcher That oder welchem Leiden in seinem inneren Leben der Verderb beginnt. Denn in der Regel wird solches Herabsteigen eines Mannes durch ein bestimmtes Unrecht bezeichnet, das er selbst begeht und das zerstörend in seinem Geist und Leibe fortwirkt. War es eine durch seine alten leichtfertigen Gewohnheiten hervorgerufene Zerrüttung der Ehe, welche der spanischen Gemahlin größeren politischen Einfluß gab? war es nur die Abnahme seiner Körper- und Geisteskraft? War es die Verderbniß in seiner Umgebung, gegen welche ihn sein Mangel an sittlicher Kraft wehrlos machte? — Sichtbar aber wird sein Verfall seit der Zeit, wo er das Leben Cäsars schreibt, während die Kaiserin mit der unglücklichen Tochter des Königs Leopold den mexikanischen Kriegszug ersinnt, seit der Zeit, wo Fürst Bismarck Minister des Königs von Preußen wird. Von da ab verliert Kaiser Napoleon das Vertrauen zu sich selbst und den Glauben an seinen hohen Beruf mit reißender Schnelligkeit. Der Mißerfolg seines Cäsar, für sein inneres Leben weit wichtiger, als die Zeitgenossen glaubten, die furchtbare Katastrophe von Mexiko, die Schlacht von Königgrätz und die darauf folgende Conferenz seiner Generäle, in welcher er mit Schrecken inne wird, daß die militärische Macht Frankreichs nicht genügt, um die Ansprüche seiner Stellung zu behaupten, das alles sind



winden und die Versöhnung zu finden mit der ewigen Vernunft, die sich in der Geschichte der Völker unablässig offenbart.

---

## Der Preuße aus dem Jahre 1813 vor der Siegessäule.

Zum 2. September.

(Im Neuen Reich 1873, Nr. 36.)

Unter den Männern jedes Alters, welche beim Siegesfest auf dem Königsplatz zu Berlin versammelt stehen, rühmen wir heut diejenigen, welche etwa sechzig und mehr Jahre des eigenen Lebens zu überschauen vermögen. Denn sie haben den größten Antheil an der Freude und Ehre dieses Tages. Ihre eigenen Erinnerungen umfassen einen so bedeutsamen Zeitraum des nationalen Wachsthum, wie sie nur selten ein Menschenalter erlebt, sie haben in ihrem Beruf nach dem Maße ihrer Kraft mitgearbeitet, um ihr Volk aus ziemlicher Enge und Dürftigkeit in ansehnlichen Wohlstand, hochgesteigerte Production und reichen Genuß herauszuheben; sie haben das Wachsthum ihres Staates von verhältnißmäßig geringer Bedeutung zu stolzer Großmacht erlebt und selbst gefördert, sie haben die politischen Ideen, auf denen das neue Staatsleben, die Gesetzgebung, das öffentliche und private Recht beruhen, von den ersten Anfängen bis zu ihrer Verwirklichung im Reiche durchgekämpft, sie haben auch in Wissenschaft und Kunst die gewaltigsten Wandlungen beobachtet und den Gewinn davon genossen, ein völlig neues Verständniß vergangener Zeiten und Bildungsstufen, eine ganz neue Einsicht in das Leben der Natur, eine fast überwältigende Fülle von schönen Formen und Vorbildern, eine unerhörte Vielfältigung der Bildungsmittel.

Der Preuße, welcher als Mann von sechzig Jahren vor

der neuen Siegessäule steht, lag in der Wiege, während die Kunde von harten Schlachten und theuer errungenen Siegen über die Franzosen durch das Land flog. Kämpfte damals sein Vater nicht selbst im Felde, so war er daheim beschäftigt die schweren Forderungen zu erfüllen, welche der Krieg an das verarmte kleine Volk machte. Die ersten starken Eindrücke, welche die junge Kinderseele aus der Welt erhielt, waren Erzählungen von dem bösen Napoleon, von Kosaken und Baschkiren, von der Erhebung des Volkes und vom Marschall Blücher, vom König und von der Königin Luise. Im knappen Haushalt, aber in der Wärme eines guten Familienlebens wuchs der Knabe herauf; daß man sich einschränken müsse, war die kluge Lehre, welche er wahrscheinlich am häufigsten hörte; aus den alten Röcken des Vaters verfertigte die Mutter oder ein demüthiger Schneider die Sachen des Kindes, vor dem Messingleuchter mit der Puzscheere las der Kleine die ersten Geschichten. Ging der Knabe an der Hand des Vaters in den Gassen der Landstadt, so hörte er wahrscheinlich oft bittere Klagen, daß die alten blühenden Handwerke der Weber und Würker auch nach dem Frieden immer noch zurückgingen, obwohl auf ihnen zumeist das Gedeihen der Städte beruhte, denn Maschinen und Fabriken gab es im ganzen Kreise nicht, außer den Mühlen und kleinen Brennereien; die Steinkohlen kannte der Knabe nur als ein Fossil in seiner Steinsammlung. Wenn er in das offene Land kam, wurden in jedem Kreise Landgüter gezeigt, welche verfallen dalagen, weil die Eigenthümer sich darauf nicht behaupten konnten. Kunststraßen gab es noch wenige, die Post kam keineswegs an jedem Wochentage; im Winter, wo die Landwege durch Schneewehen und Schlamm gesperrt wurden, blieb sie zuweilen ganz aus und der Knabe lief vergebens zum Postmeister, um für den Vater Briefe zu erbitten und kleine Zeitungsblätter, auf denen gedruckt stand, was der Polizei angenehm war. Eine Buchhandlung war auch in wohlhabender Kreisstadt durchaus nicht

immer zu finden, der Buchbinder verschrieb die wenigen Bücher, welche in der Landschaft begehrt wurden. Wer aber eine Reise machen wollte bis hinter die Schlagbäume der Landesgrenze, der versah sich mit einem Paß und einem gefüllten Eßtober und erkundigte sich sorgfältig, ob er auf dem Wege Leute aus seiner Gegend finden werde, an die er sich halten könne. Der Knabe war zum Jüngling erwachsen, als er die erste Dampfmaschine anstaunte, als er vernahm, daß ein Zollverein gegründet sei, als er auf der ersten Eisenbahn fuhr und als im Jahre 1830 eine politische Erregung wie ein Erdbeben durch die Seelen rollte. Erst seit dieser Zeit lernte er seinen Staat mit andern vergleichen.

Wahrlich, wenn ein Solcher jetzt im Festgewühl die Sammlung findet, den Glanz der Gegenwart den Eindrücken seiner Jugendzeit gegenüber zu stellen, so darf er eine beseligende Freude fühlen, fromme Ehrfurcht vor dem segensreichen Walten der göttlichen Vernunft und zugleich eine innere Erhebung, wie sie sonst dem Menschen nur durch die edelsten Werke der schönen Kunst bereitet wird. Denn wie ein vollendetes Kunstwerk der Gottheit empfindet er, was während seiner Zeit geworden ist; eine lange Kette von Ursachen und Wirkungen übersieht er, Anfang, Wachsthum und Hemmnisse, zuletzt einem Wunder gleich die Vollendung; und in dies einheitliche Ganze sieht er sein eigenes Leben vom ersten Anfang bis jetzt hineingeflochten. Kaiser und Reich, die in dem Jahre seiner Geburt wie ein poetisches Traumbild in den Seelen der Deutschen aufgingen, sie sind leibhaftig geworden: die Gefahren, welche seinen Staat seit den Freiheitskriegen bedrohten, die herrischen Ansprüche Oestreichs, der übermächtige Einfluß Rußlands, sie sind ge ändigt, die Völker, welche noch 1813 durch dynastische Interessen gezwungen wurden auf den Schlachtfeldern gegen einander zu kämpfen, leben in einer großen Einheit verbunden, die deutsche Nationalität, welche in seiner Jugend gleich einem Aschenbrödel von allen Fremden





Denkmals für seine Lieben mit, nicht von Menschenhand, sondern von der Sonne selbst gemalt. Sehr groß erscheint ihm, wenn er das Einzelne überdenkt, der Gegensatz zwischen Einst und Jetzt, und doch ist ihm die Gegenwart nur Fortschritt und Erfüllung dessen, was vor sechzig Jahren begann, und die Gedanken darüber vermögen ihm und vielen Tausenden den edelsten Festgenuß zu geben. Nicht Alles ist besser geworden, jede Steigerung der nationalen Kraft bereitet neue Gefahren, es ist dafür gesorgt, daß wir auch in Zukunft uns nicht sicherer Ruhe und thatenlosem Genuß hingeben; dennoch soll gerade der ältere Deutsche in diesen Tagen ohne trübe Nebengedanken die Größe des Gewinnes empfinden, denn die Arbeit seines ganzen eigenen Lebens hat dazu geholfen, war er auch nur Einer unter vielen Hunderttausenden.

Aber mitten in dem freudigen Genuß der Gegenwart dürfen die Älteren dem jüngern Geschlecht auch sagen, daß das enge, stille, anspruchslose Leben der Preußen, wie es nach den Freiheitskriegen sich formte, nicht in jeder Richtung kleiner war, als das Leben der Gegenwart. Ja die Älteren dürfen von ihrer Jugend rühmen, daß einige patriotische Gedanken und Familiengefühle, welche wir in dem werdenden Geschlecht recht lebendig wünschen, in jener Zeit nach den Freiheitskriegen besonders stark und warm wirkten. Es ist wahr, der sichere Stolz auf nationale Größe, welcher das heranwachsende Geschlecht festigen kann, fehlte damals; an seiner Stelle aber war das Bedürfniß darnach und in vielen Seelen heiße Sehnsucht vorhanden und daneben eine warme, fast kindliche Treue gegen das heimische Staatswesen und das Königthum, dem man sich angehörig fühlte, wie ein Hausgenosse dem Hausvater. Jene Sehnsucht nach nationaler Größe hat in Tausenden als treibende Kraft gewirkt, die loyale Hingabe an das preußische Königthum aber war der Regulator jener treibenden Kraft und die dauerhafte Verbindung dieser beiden Gefühle hat Preußen heraufgebracht.

Es ist ferner wahr, der alte Staat der Hohenzollern drückte in Vielem härter auf die Einzelnen. Wo der Wirkungsbereich des Privatrechts aufhörte, war oft Willkür der Behörden, engherzige Bevormundung, nicht ganz selten völlige Rechtlosigkeit des Unterthans zu beklagen. Die Menschen mußten mehr ertragen und sich mehr fügen und in manchem ehrenwerthen Mann aus jener Zeit erkennt man noch die Spuren der alten Unfreiheit; daneben aber auch ein Pflichtgefühl und eine Opferwilligkeit für das gemeine Wohl, welche das eigene Leben als etwas Beiläufiges erscheinen ließ, worin zu entsagen selbstverständlich war. Auch in dem stillen Familienleben jener Zeit und in dem engen Nebeneinandersein gedieh ganz gewöhnlich eine zarte Innigkeit der Empfindung, die vielleicht manchmal zur Empfindsamkeit wurde, die aber doch ihr warmes Licht unvergänglich in den Seelen zurückließ. Damit verbunden war eine sorgliche Rücksichtnahme auf das Wohl und Behagen der Andern, ein feines Verständniß für Charaktere und Eigenart der Bekannten. Auch in den kleinen Kreisen des Volkes war diese menschliche Gesinnung in Behandlung der Umgebung heimisch, eine schöne Höflichkeit des Herzens, gutes Vertrauen zu Andern, eine unbefangene Hingabe und Treuherzigkeit. Diese Tugenden waren keineswegs die Frucht einer reichen Bildung. Denn um die Wiege des Preußen vom Jahre 1813 standen die schönen Künste schwerlich, die Bildungsmittel, durch welche das Kind gezogen wurde, waren vielmehr sehr einfach. Der Vater war durch Lafontaine, Iffland und Klopstock gerührt worden, der Sohn lernte unsere großen Dichter wahrscheinlich erst als Jüngling kennen und erhielt erst auf seinen Reisen große Eindrücke von schöner Kunst. Und nicht jedem Gebildeten jener Zeit ist der Sinn dafür geweckt worden. Die Ausbildung der älteren Preußen beruht vielmehr in der Hauptsache darauf, daß sie im Hause und durch ihren Staat dazu erzogen wurden, im Großen und Kleinen viel für Andere zu leben.

Audere Aufgaben und in Vielem eine reichere Ausstattung erhält das junge Geschlecht, welches unter dem Banner des Deutschen Reiches heranwächst, ihm wird leicht werden, Unvollkommenes und Beschränktes in den Charakteren und der Bildung der nächsten Vorfahren zu verstehen. Ihnen aber soll die Siegessäule als Mahnung stehen, daß sie sich in der größeren Freiheit, Sicherheit und Reichlichkeit ihres Daseins auch die gleiche Opferwilligkeit für den Staat und die Hingabe an die hohen Aufgaben der Menschheit bewahren, durch welche ihre Väter so Großes erreichten.

---







